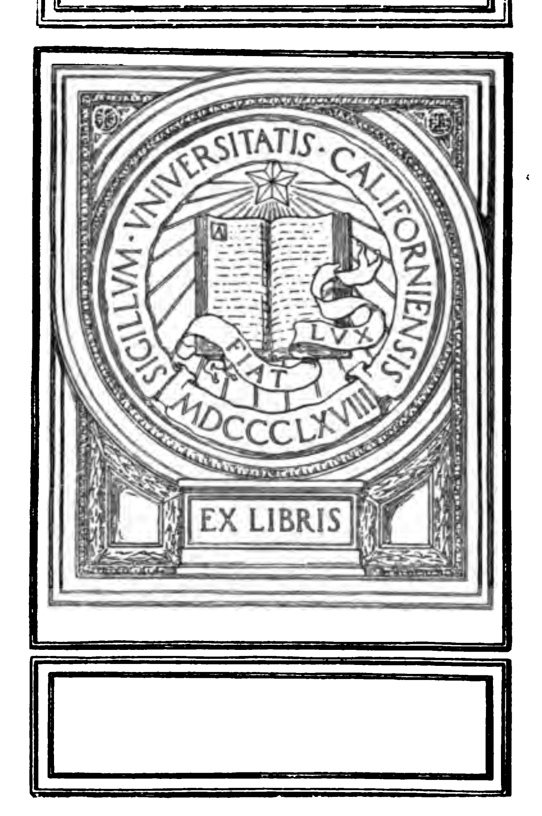
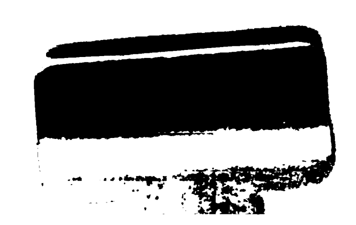
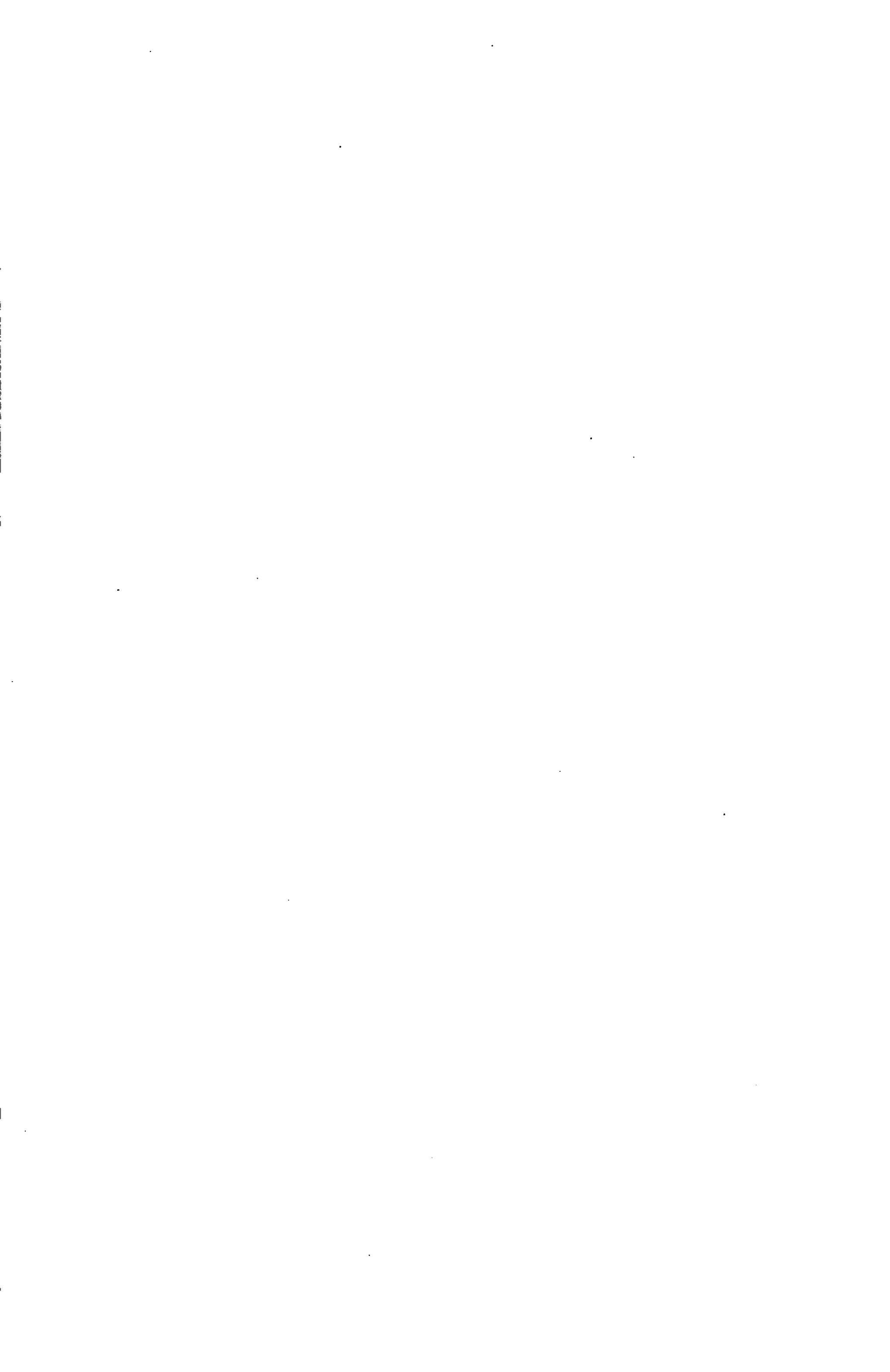
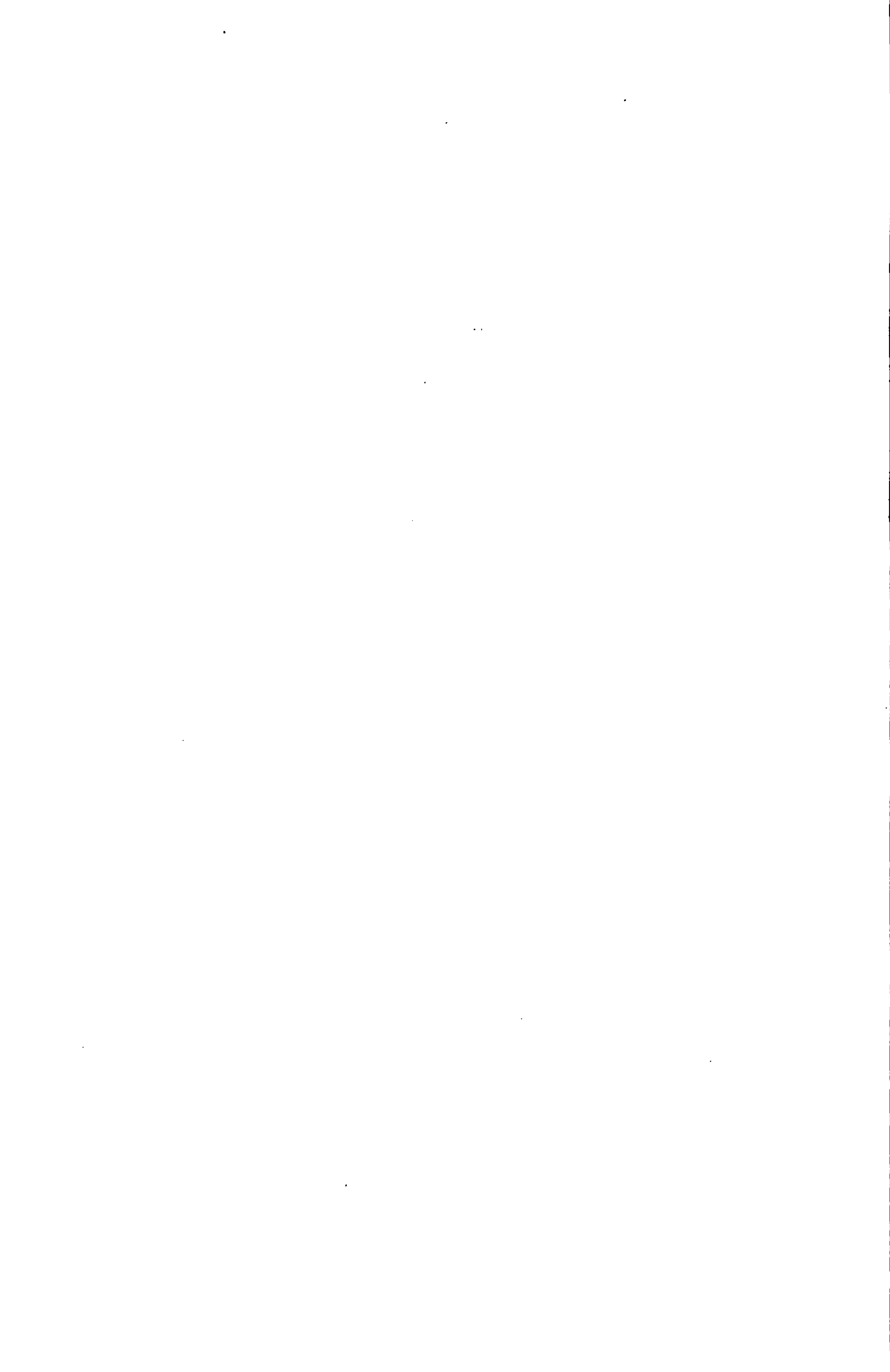



SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS







Randglossen eines Keltisten

zum

Schulstreik in Posen-Westpreussen

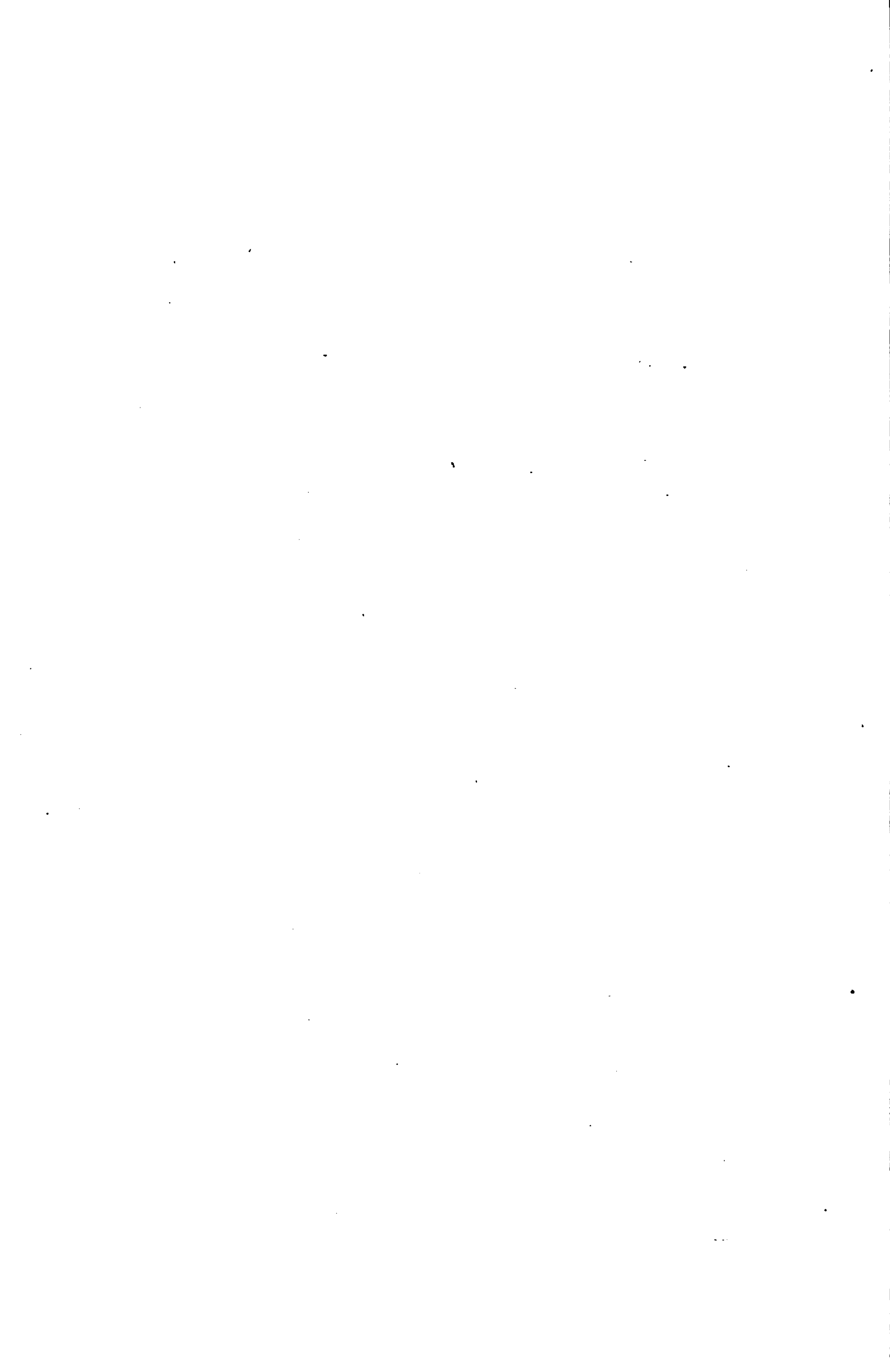
und zur

Ostmarkenfrage.

Von

Heinrich Zimmer.

BERLIN.
Weidmannsche Buchhandlung.
1907.



Randglossen eines Keltisten
zum
Schulstreik in Posen-Westpreussen
und zur
Ostmarkenfrage.

Von

Heinrich Zimmer.

BERLIN.
Weidmannsche Buchhandlung.
1907.

BURDACH

Begleitwort.

Mehr als 30 Jahre beschäftige ich mich wissenschaftlich mit keltischer Sprache und Literatur. Ich habe aber in dieser Zeit nicht nur, wie Keltologen zu tun pflegen, keltische Sprachwurzeln gegraben, altirische Glossen gejagt, Bausteine behauen für den Neubau der Grammatik der älteren mittelalterlichen Phasen des Inselkeltischen und für den Aufbau einer Geschichte seiner älteren Literatur; ich bin weiter gegangen und habe allen Lebensäusserungen des Keltentums in allen Perioden seiner Geschichte Beachtung geschenkt, auch denen des heutigen Keltentums. Deshalb bin ich eingedenk dessen, dass man, um den Dichter zu verstehen, in des Dichters Lande gehen muss, seit 1878 oftmals in die verschiedenen Keltenlande gezogen, habe Wochen und Monate unter dem Volke gelebt, weite Strecken in den Keltenlanden zu Fuss durchwandert, habe mit dem Iren seinen *poitin* getrunken und mit dem Kymren seinen *cawl* früh und abends gegessen und am Mittag mit ihm gebetet *diolch i Dduw am gawl eto* (Dank sei Gott für Zusammengekochtes noch einmal); überall habe ich versucht, mit dem Volk in seiner keltischen Sprache zu reden. Begreiflich ist, dass mir dabei die Kämpfe nicht entgingen, die Bruchstücke des keltischen Volkstums — Iren in Irland, Kymren in Wales, Bretonen in der Bretagne — mit dem zahlreicheren, an geistigen und materiellen Machtmitteln stärkeren Volkstum der Engländer oder Franzosen schon länger als gestern und vorgestern um das stärkste Bollwerk gesonderten Volkstums, die nationalen Sprachen, führen. Ich müsste meinem eigenen Volkstum, dem deutschen, nicht mit der Liebe zugetan sein, die ich bei Angehörigen fremden Volkstums ehre und schätze, ich müsste in meiner Studentenzeit nicht Schüler von K. Müllenhoff und Wilh. Scherer gewesen sein, ich müsste das Buch nicht kennen und schätzen, das der Begründer meiner Fachwissenschaft,

1*

Kaspar Zeuss, vor der Grammatica Celtica geschrieben hat und das sich schlicht ‚Die Deutschen und die Nachbarstämme (München 1837)‘ nennt, — kurz ich müsste nicht der sein, der ich durch Geburt und Erziehung bin, wenn nicht meine Gedanken bei dem, was ich in Keltenlanden so sah, manchmal an die Ostgrenze des Deutschtums abgeschweift wären, wo das deutsche Volkstum mit dem Slaventum seit einem Jahrtausend ringt, um als der nächstberechtigte Erbe alte Gebiete, in denen zu Tacitus' Zeiten und noch später hochbegabte und kraftstrotzende ostgermanische Völker des vandilischen Bruderstammes sassen, wieder zu gewinnen. Der Gedanke jedoch, für meine Person mit Wort oder Schrift in diesen Kampf einzugreifen, ist mir bisher nie gekommen, sonst würde dem ‚ja‘ auch das ‚also‘ sofort gefolgt sein. Dies Jahr soll es aber nicht bei meinem Scherflein für das ‚Reichsdeutsche Weihnachtsbäumchen‘ verbleiben. Die in dem Kampf in den Ostmarken Preussens leider nicht nur von den offenen Feinden des Deutschtums seit einiger Zeit beliebten Verdrehungen, die das dem Menschenverstand Begreifliche übersteigen, haben mir die Feder in die Hand gedrückt: mögen nachfolgende Zeilen darlegen, was die katholische Kirche unter Verhältnissen wie die in unserer Ostmark kann, wenn sie will, und was Preussen und das Deutsche Reich nach dem Vorbilde der älteren Nationalstaaten Frankreich und England gegen die innerhalb seiner Ostgrenzen wohnenden slavischen Volkselemente unternehmen darf und muss, wenn das Deutschtum daselbst nicht seinerseits die Waffen strecken will.

Schmargendorf-Halensee, den 24. Dezember 1906.
bei Berlin.

Heinrich Zimmer.

Inhalt.

Seite

1. Polnische Tätigkeit in Keltenlanden und die unfreundlicher gewordene englische Presse 7
2. Das Verhalten der katholischen Kirche im 19. Jahrhundert zu den keltischen Volkssprachen in Irland und in der Bretagne 18
3. Was wir von England lernen können 60
4. Neue Ideale für die deutsche akademische Jugend . . . 102

1. Polnische Tätigkeit in Keltenlanden und die unfreundlicher gewordene englische Presse.

Von Montag den 19. bis Samstag den 24. August 1901 sollte in Dublin der erste ‚pankeltische' Kongress abgehalten werden, auf dem Vertreter der keltischen Iren, Hochschotten, Kymren (Welschen) und Bretonen zusammenkommen wollten, um für die im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts in den 3 Teilen der Celtic fringe — wie Salesbury einmal verächtlich von der Parlamentstribüne herab die keltisch gebliebenen Striche des Vereinigten Königreiches bezeichnete — und der französischen Niederbretagne mächtig anwachsende pankeltische Bewegung einen Mittelpunkt zu schaffen. Auf meinen vielfachen Reisen in den heutigen Keltenlanden seit dem Jahre 1878 hatte ich diese Bewegung in einzelnen Strichen aus nächster Nähe kennen gelernt; in der Literatur, sowohl in der in englischer und französischer Sprache als auch in der in den neukeltischen Sprachen — dem irisch Gälischen, dem schottisch Gälischen, Kymrischen und Bretonischen —, hatte ich sie sorgfältig verfolgt und einem deutschen Publikum in einer Reihe von Aufsätzen (Preuss. Jahrbücher 1898 Juni, Juli, August, 1900 März) darüber berichtet.

Es lockte mich naturgemäss, diesen Kongress mir anzusehen, und zwar aus mancherlei Gründen möglichst inkognito. Dies gelang mir auch 3 Tage lang. Neues für die Beurteilung der Bewegung lernte ich bei dieser stillen Beobachtung nicht viel. Dagegen fiel mir bald eine eigenartige Persönlichkeit und seine Tätigkeit unter den Pankelten auf. Es war ein Herr Alfons Parczewski. Aus den Dubliner Zeitungen, die ich bei meiner Ankunft sah, lernte ich ihn als einen der berühmten fremden Gäste kennen; er sollte danach ein polnischer Rechtsanwalt aus Warschau sein; auf seiner Visitenkarte, die er mir auf einem Ausflug nach Glendalough am letzten Tage überreichte,

stand Kalisch. Ein Herr A. Parczewski, der auch aus Kalisch oder Warschau sein konnte, war mir drei Jahre früher literarisch in einer eigentümlichen Tätigkeit bekannt geworden, die in der letzten Randglosse zur Sprache kommen soll. Die Kombination, dass dieser Herr A. Parczewski und der durch die Dubliner Zeitungen hervorgehobene Gast der Pankelten, Herr Alfons Parczewski, dieselbe Persönlichkeit seien, lag nahe, und mein Interesse zu erfahren, was Herr Alfons Parczewski beim ersten Pankeltistenkongress beabsichtigte, wurde gesteigert. Es wurde mir bald klar.

Herr Alfons Parczewski war nicht etwa ein stiller Beobachter wie ich, sondern vielbeschäftigt bald mit Bretonen, bald mit Iren, bald mit Welschen. Wie ich aus mancherlei Umständen rasch merkte und dann auch bei unserm Bekanntwerden bestätigt fand, verstand Herr Alfons P. von keltischen Sprachen im Altertum, Mittelalter und Neuzeit ungefähr soviel wie — na, sagen wir, wie der selige Hendrik Witboi. Was hatte also Saul unter den Propheten zu tun? Seine öffentliche Tätigkeit war, dass er am 2. Kongresstage in französischer Sprache einen Vortrag über die ‚slavische Gesellschaft für die Verbreitung nationaler Literatur‘ hielt, in dem er den Kelten das Beispiel der Tschechen und Slovenen empfahl; er trat also direkt als — freiwilliger oder geschickter — panslavistischer Agitator öffentlich auf. Seine sehr intensive stille Tätigkeit lässt sich aus ihren Folgen erkennen. Vorausgeschickt sei, dass Herr Alfons P. seitdem Mitglied der Duma war, an dem Kongress in Wiborg sich beteiligte, wirklich oder beinahe von der russischen Regierung eingesperrt wurde, auf Zeit. Woher ich das weiss? Nicht von Herrn Parczewski selbst, sondern — aus Zeitungen, die in Nordwales (Carnarvon) in kymrischer Sprache und in abgelegenen Winkeln der französischen Bretagne in bretonischen Dialekten allwöchentlich erscheinen. Diese Lokalzeitungen berichteten ihren Lesern kaum oder nur spärlich über das Vorhandensein der Duma überhaupt, aber von Herr Alfons Parczewski nahmen sie liebend Notiz. Es liegt auf der Hand, dass Herr Alfons P. auf dem ersten Pankeltistenkongress in Dublin, wo naturgemäss Vertreter der nationalen Lokalpresse

in den einzelnen Keltenstrichen als Repräsentanten der keltischen Natiönchen auftraten, enge Fühlung genommen hatte; dann ist ein anderer Gedanke auch nicht abwegig, zumal wenn man bedenkt, dass der Doppelgänger des Herrn Alfons Parczewski, Herr A. Parczewski, sich liebevoll mit deutschen Angelegenheiten beschäftigt, wie wir in Randglosse 4 sehen werden. Dieselben Zeitungen, die von Herrn Parczewski berichten, und gleichartige, die ihren Lesern manchmal ein ganzes Jahr hindurch und darüber hinaus kaum etwas von Deutschland zu sagen haben — was sollte auch den keltischen Iren, den einsprachigen Bretonen aus der hintersten Bretagne oder den einsprachigen Kymren Deutschland interessieren? —, dieselben Zeitungen werden, seit Herr Alfons Parczewski Anknüpfung gesucht hat, plötzlich in bezug auf Deutschland gesprächig, wenn Preussen mit seinen Polen etwas vorhat, und zwar gesprächig in einem solchen Geist und Tone, wie ein Grosspole über Preussen und Deutschland sein kann.

Als vor 3 Jahren der Lärm in Wreschen war, da hallten der in Brest erscheinende ‚Le Courrier de Finistère‘ in seinem bretonischen Teil und die in Sant Brieuc herauskommende ‚Kroaz ar Vretoned‘ wieder von den angeblichen Scheusslichkeiten der Deutschen gegen die armen Polen; in einem irischen Blatt ‚An Claidheamh Soluis‘ waren Auszüge aus einer polnischen Schrift über Wreschen zu lesen, die in Deutschland mehr als 8 Tage später erst bekannt wurden: man hatte also die Aushängebogen früh verschickt.

Nachdem es eine Zeitlang still war über Deutschland, begann plötzlich vor wenigen Wochen der Lärm von neuem: der Schulstreik in Posen ist der Inhalt, und bretonische Zeitungen sind vorläufig die Hauptablagerungsstätte. Die in Carhaix in der Niederbretagne erscheinende bretonische Zeitung Ar bobl eröffnete den Reigen: natürlich, ist doch deren Chefredakteur F. Jaffrennou eifriger Pankeltist, der in Dublin manchen Händedruck mit Herrn Alfons Parczewski gewechselt hat. Es folgte ein Artikel in Bretonisch ‚*Er Pologn*‘ (In Polen) am 10. November im Brester Courrier de Finistère: nachdem die Machinationen der Deutschen zur Unterdrückung der Polen erzählt, der heldenmütige

Widerstand der letzteren gepriesen, wobei der Herr Stablewsky, Erzbischof von Posen, genügend gelobt wird, kommt die Meldung, dass über 60000 Schulkinder überhaupt nicht mehr in die Schule gehen und ihre Zahl jeden Tag wächst, und dass Kaiser Wilhelm jetzt einsehe, es wäre besser gewesen, die Sache gegen die Herren Polen zu unterlassen; 'und, um seinen Fehler einzugestehen, wird er, wie man sagt, seinem Grossminister, dem Fürsten von Bülow, Befehl geben, seine Entlassung zu nehmen'. Damit schliesst der Artikel, und meine Leser erhalten in dem wörtlich angeführten Schlusssatz eine Probe von dem Gehalt des ganzen Artikels.

Keine Woche ohne Polen in der bretonischen Presse, und so hat die in Sant Brieuc am 18. November erschienene Kroaz ar Vretoned ihren Polenartikel, nachdem schon ein kleiner am 23. Oktober vorausgegangen war. Der Herausgeber, Rechtsanwalt Vallée, ist eifriger Pankeltist und hat mit Herrn Alfons Parczewski in Dublin ebenfalls herzliche Händedrücke gewechselt. Am Kopf der Zeitung steht: »Achtung!« Lies: Wir wollen an unseren Kreuzen (Crucifixen) festhalten, Polenland *(Bro-Bologn)*, womit für die beiden Artikel mit den genannten Überschriften besonders Reklame gemacht wird. So verschieden auch im Inhalt die aufeinander folgenden Artikel sind, so eng ist das geistige Band. Der Inhalt des ersten Artikels ist wohl aus seiner Überschrift erratbar; wie sein Geist, zeigen folgende Zeilen: 'wer wäre feige genug, in Frieden in seinem Hause zu bleiben, wenn man Krieg führt gegen das Kreuz unseres Erlösers Jesus Christus, wer wird nicht aufstehen, seinen Leib hinzuwerfen als einen lebenden Gürtel für das Instrument unserer Seligkeit? solche sind sicher nicht unter den Bretonen zu finden. . . . . Wann endlich werden Bretonen Herren in ihrem Lande sein? Wann sollen sie von Leuten ihres Blutes beherrscht werden? Abwarten (Hoffen), lasst uns vorsichtig sein und halten wir fest an unsern Kreuzen!'

Damit schliesst der Artikel und es folgt 'Polenland'. Dass es sich bei den Polen um einen Kampf für ihr Christentum gegen deutsche Vergewaltigung handle, wird gerade in diesem Artikel nicht besonders gesagt, weil das schon so oft behauptet worden ist, dass es allmählich als selbstverständlich vorausgesetzt

wird. Er handelt vom Schulstreik und im Verlauf wird erzählt, der Kaiser von Deutschland habe versucht, auf die polnischen Bischöfe (Plural!) zu drücken, dass sie veranlassen sollten, dass man seinen ,mitleidslosen Befehlen' gehorche. Dann wird der Artikel dramatisch. „Das ist die Antwort, die der Herr Erzbischof von Posen, Stablewsky ist sein Name, einem Kardinal gegeben hat, der beauftragt war, ihm die Forderung des Kaisers zu überbringen. Mein Herr Kardinal, sagte er, nie werde ich meine Hand zu dieser Arbeit hergeben. Als unser Heiland die Botschaft seinen Jüngern gab, das Evangelium zu predigen, da sagte er ihnen: »Gehet und predigt allem Volk, einem jeden in seiner Sprache« und seitdem hat die Kirche festgehalten an dem Gebote unseres Heilandes." So fährt der Herr Erzbischof noch eine Weile fort. Ich konstatiere, dass die Worte ,Gehet hin und predigt allem Volk, einem jeden in seiner Sprache' *(It ha prezegit da gement pobl, da bephini en he yez)* in besondere Klammer gesetzt sind, um sie als Bibelzitat zu kennzeichnen; ferner konstatiere ich, dass damit eine Bibelfälschung begangen wird, wie sie unverschämter und dummdreister kaum denkbar ist. In protestantischen Landen wäre selbst für ein katholisches Blatt eine solche Fälschung der Einsetzungsworte des Sakraments der Taufe (Marcus 15, 15; Math. 28, 19) unmöglich; um so etwas sich leisten zu können, muss man in Ländchen gehen wie Polen, Bretagne oder auch Irland, wo der Katholizismus unserer Tage in Reinkultur zu finden ist. Ich kenne Herrn Vallée, den Redakteur von Kroaz ar Vretoned, persönlich und halte ihn für beschränkt genug, solch eine Ungeheuerlichkeit wie diese Bibelfälschung zu übersetzen ohne Anstoss zu nehmen; moralisch aber halte ich ihn für unfähig, solch eine Fälschung zu begehen. In Polen allerdings schämt man sich nicht, dem dummen Volk vorzulügen, der liebe Gott und der Papst sprächen nur polnisch — das sind keine Zeitungsmären, sondern Tatsachen, die gut ultramontane katholische Geistliche, die mit der Seelsorge der polnischen Schnitterbevölkerung in Vorpommern zu tun haben, mit tiefer Beschämung zugestehen —, hier in Polen ist man zu allem fähig, auch zu solchen Bibelfälschungen. Oder sollte Herr

von Stablewski eine Rezension des Neuen Testaments besessen haben, in der der oben angeführte Zusatz steht? Diese Stablewski-Rezension muss dann die Neutestamentler stark interessieren, da sie wahrscheinlich noch über manches andere Aufschlüsse gibt, worüber selbst die egyptischen Papyri schweigen.

Es lohnt nicht, bei den weiteren Polenartikeln, die ununterbrochen in der bretonischen Presse weitergehen, im einzelnen zu verweilen. Angemerkt seien nur Artikel in Ar bobl vom 24. November und 8. Dezember, in Kroaz ar Vretoned vom 25. November (worin die Autorität des Papstes für die Richtigkeit der eben besprochenen Lesung der Stablewski-Bibel eingesetzt wird), 2., 16., 23. Dezember.

Diese in der Lokalpresse der Keltenländer seit einigen Jahren erscheinenden antideutschen, grosspolnischen Artikel sind natürlich an und für sich nicht wert, dass man viel Aufhebens davon macht. Wie man in jenen Winkeln Westeuropas über Deutschlands Kultur und Bildung denkt, wird vernünftige Deutsche kalt lassen, und den Hass dieser Leutchen wird das Deutsche Reich zur Not ertragen können. Aber eine Bedeutung haben sie und die liegt darin, dass sie beachtenswerte Symptome sind. Alle diese Artikel sind grosspolnischer Herkunft, gleichgültig, ob Herr Stefan Parczewski seine Residenz in Kalisch oder in Warschau hat. Diese Herkunft tritt darin schon zutage, dass die Artikel meist mit einem Hinweis beginnen, dass Polen augenblicklich unter Russland, Österreich und Deutschland geteilt ist, und dann wird gegen Deutschland losgelegt; ferner verrät sich die Herkunft der Artikel dadurch, dass ihre Überschriften lauten *Er Pologn* (in Polen), *Bro-Bologn* (Polenland) und ähnlich, es sich also nicht um Dinge handelt — nach dem Standpunkt des Artikelschreibers wenigstens —, die sich in einem Teile Deutschlands abspielen, sondern in einem Teile Polens. Nun erwäge man: wenn die rührige grosspolnische Pressagitation schon so weit geht, dass sie Mittel und Wege zu finden weiss, um in den an sich bedeutungslosen Lokalblättern der Bretagne, Irlands und von Wales polnisches Gift gegen Deutschland ausspritzen zu können, welche Mittel wird sie nicht anwenden, um in der hauptstädtischen

Presse jener Länder, von denen Bretagne, Wales, Irland nur Partikelchen sind, also in der Presse von Paris und London, gegen Deutschland Stimmung zu machen? Wreschen und der Schulstreik in Posen müssen natürlich auch herhalten, aber auf Breittretung solcher Dinge verzichtet man, schon weil dies nicht ganz ungefährlich ist: die seit 30 Jahren mehr und mehr anwachsende pankeltische Bewegung hat doch schon manchen Franzosen und Engländer, der früher scheinheilig und aus Unwissenheit an unserer polnischen Schwierigkeit sich ergötzte, darüber belehrt, dass es bei ihm zu Haus auch Winkel gibt, wo es brenzelig riecht; namentlich vielen gebildeten Engländern beginnt allmählich die Parallele zu unseren Verhältnissen klarer zu werden; es wäre also vom Polentum nicht klug, Wreschen oder den Posener Schulstreik in der englischen Presse sehr breit zu treten, es sei denn mit so kolossaler Verdrehung der Tatsachen, wie dies Sienkiewicz in seinem Briefe im Standard tut. Dieses Mittels bedürfen aber auch die gegen Deutschland Stimmung machenden Grosspolen nicht, um das englische Volk gegen Deutschland aufzuhetzen: sie brauchen nur vorhandene wunde Stellen mit Pfeffer oder Salz zu behandeln.

Anderes Publikum, andere Mittel; diesen Satz wird das kluge Grosspolentum auf das Verhältnis von Carhaix und Sant Brieuc zu Paris oder Carnarvon zu London sicher anwenden, und die Verfertiger der Stablewski-Bibel haben das Talent auch zu anderen Schriftstücken. Es ist mir in den letzten Wochen und Monaten bei den Erörterungen über die Verschlechterung der Beziehungen Deutschlands zu England von Volk zu Volk immer höchst wunderbar vorgekommen, dass hierbei, soweit die Haltung der englischen Presse in Betracht kommt, namentlich seit etwas mehr als 10 Jahren, der Möglichkeit der stillen Vermittlertätigkeit unserer grosspolnischen und slavophilen Gönner kaum gedacht, dafür aber vieles Halbwahre und manches Irrige zutage gefördert wurde. Unglaublich kurzsichtig ist die Annahme, dass das deutsche Volk als Ganzes bis vor kurzem eigentlich beliebt gewesen sei. Wo denn? In Frankreich seit 1870 doch nicht; etwa in England? Muss man wirklich heute schon das Verhalten

weiter englischer Volkskreise im Jahre 1870/71 ins Gedächtnis zurückrufen? Ist keiner der Herren einmal Ende der 70er Jahre nach London gekommen und durch das Weltinstitut genannt British Museum gegangen? In einem grossen Saal, durch den die nach London kommenden Weltenbummler wandern, sind in zahlreichen Glaskästen prachtvolle Handschriften und die Kunstschätze der Buchdruckerkunst aus den letzten vier Jahrhunderten ausgelegt; im Jahre 1878 — aber schon vorher und eine Weile nachher — war ein beträchtlicher Teil dieser Schätze weggenommen, und es lagen aufgeschlagen in den Glaskästen viele Bände, die Blatt für Blatt nur Namensunterschriften nach französischen Departements geordnet enthielten und nach auffällig angebrachtem Hinweis den Dank des französischen Volkes an das englische Volk für die während des Krieges 1870/71 gewährte moralische und materielle Hilfe zum Ausdruck brachten! Das erweckte natürlich bei jungen deutschen Gelehrten, die gelegentlich zur Erholung von ihrer Arbeit im Lesesaal auf ein Viertelstündchen durch den Schausaal schlenderten, angenehme Vorstellungen von der Deutschfreundlichkeit weiter englischer Kreise.

Gleichwohl war entschieden Deutschfreundlichkeit damals in engerem Kreise vorhanden, und dieser Kreis bildete eine geistige Macht. Ich brauche für Kundige nur den Namen des 1881 gestorbenen Thomas Carlyle zu nennen: Alles, was von Carlyles Geiste berührt war, trat für gute Beziehungen des englischen Volkes zum deutschen Volke ein, weil England und Deutschland — und in weiterem Sinne die Vereinigten Staaten von Nordamerika sowie der skandinavische Norden —, an sich der Rasse nach zwar nicht rein germanisch und der Religionsform nach nicht rein protestantisch, eine germanisch- (‚teutonisch' sagt man in England) protestantische Färbung der modernen Kultur repräsentieren und auf gute Beziehungen von Volk zu Volk des höheren gemeinsamen Besitzes wegen angewiesen sind. Dieser im Geistesleben des englischen Volkes um 1870 mächtige Kreis hat sich natürlich im Verlauf durch Wegsterben schwer gelichtet, und das damit verbundene Schwinden seines Einflusses muss sich allmählich fühlbar machen. Mit diesem Wegfallen gewichtiger Faktoren

für gute Beziehungen zwischen dem deutschen und dem englischen Volke ging andererseits fast parallel der wachsende Druck, den die starke deutsche Konkurrenz in Handel und Industrie auf weite Kreise Englands ausübte, die an sich schon Deutschland nicht freundlich gesinnt waren. Nimmt man dazu noch die — ob mit Recht oder Unrecht, ist für die Wirkung gleichgültig — 1896 mit Jamesons Einfall in die Südafrikanische Republik und das Krügertelegramm verschlechterte politische Stimmung, den Burenkrieg mit Deutschlands Stellungnahme — so ist das weitere Anschwellen der vorhandenen deutschfeindlichen Stimmung und das Hinübergreifen dieser Stimmung auf noch weitere Kreise wohl begreiflich. Nicht oder schwer begreiflich aber für jemand, der englische Verhältnisse und den Engländer als Menschen näher kennt, ist die bodenlos gehässige Weise, mit der ein grosser Teil der englischen Presse die begreifliche schlechte Stimmung in England verschärft hat. Dies widerstreitet eigentlich vollkommen dem Charakter des Engländers und weist darauf hin, dass Mächte auf einen wichtigen Teil der englischen Presse Einfluss gewonnen haben, in deren Interesse eine Vergiftung der englisch-deutschen Verhältnisse liegt.

Dies Einflussgewinnen ist nicht so schwer gewesen bei der verschlechterten Stimmung. Das den Engländer erfüllende stolze Selbstbewusstsein hat unter manchen Kehrseiten auch die, dass er fremde Sprachen selten lernt und über fremde Völker schlecht unterrichtet ist, um so mehr, als er typischer Engländer ist. Was in diesen Punkten alles möglich ist, davon macht sich der Durchschnittsdeutsche schwer eine Vorstellung. Unter den Parlamentariern sind Leute wie Herr Haldane weisse Raben, und eine Statistik darüber, wie viel Prozent von den Mitgliedern des verflossenen englischen Unterhauses, das noch keine eigentliche Arbeiterpartei hatte, überhaupt auch nur notdürftig eine deutsche Zeitung lesen konnten, würde wohl sonderbare Resultate ergeben. Der englische Journalist macht von diesen Verhältnissen keine Ausnahme. Ich selbst habe z. B. zweite Hälfte der 70er Jahre zur Vorbereitung für eine wissenschaftliche Reise nach England bei dem schon mehrere Jahre in Berlin ansässigen Vertreter von

Gladstones Leibblatt englische Stunden genommen und fand bald nebenher, dass der Mann noch so wenig Deutsch konnte, dass ich Bedenken getragen hätte, mit so mangelhafter Kenntnis des Englischen in Schrift und Wort überhaupt nach England zu gehen. Zeitlebens ist es mir ein Rätsel geblieben, wie der Mann über Deutschland sich richtig informieren konnte. Irgendwoher muss aber doch der englische Journalist, in London noch mehr wie in Berlin, seine Nachrichten beziehen, wenn ihm rasche Lektüre fremder Zeitungen Schwierigkeiten macht oder ihm die nötige Durchbildung fehlt, um vollen Gebrauch von dem Gelesenen machen zu können. Eine vorsichtige Anlehnung wird er dort, wenigstens zum Teil, suchen, wo er Vertrauen hat. Nun vergesse man nicht, in wie mancherlei Beziehungen die deutschen Flüchtlinge von 1849 und die der nachfolgenden Reaktionszeit zur englischen Journalistik in London getreten waren, die selbst nach der Rückkehr dieser Männer nach Deutschland — Freiligrath, Lothar Bucher — nicht ganz abrissen. Die grosse Mehrzahl dieser Männer fühlte echt deutsch und fand nach 1870, auch wenn sie in England blieben, einen modus vivendi mit dem neuen Deutschland, der ihnen ermöglichte, manche Lanze für Deutschland zu brechen: ich erinnere nur an Carl Blind. Auch sie raffte der Tod allmählich dahin, und da naturgemäss nach 1870 derartiger Nachschub aus Deutschland nach London nicht kam, rissen für den englischen Journalisten manche Drähte, durch die ihm über Deutschland und deutsche Stimmung Mitteilungen wurden, die nicht dem deutschen Volke feindlich waren. Demgegenüber bedarf es kaum des Hinweises, dass die grosspolnischen Flüchtlinge nicht nur infolge der Ereignisse von 1863, sondern auch später infolge der russischen Zustände fortwährend in London Zuwachs erhielten. Deutschfeindlich waren sie immer, nur dass sie in der Londoner Presse aus den angeführten und anderen Gründen nicht die offenen Türen in den 70er und 80er Jahren fanden wie in der Pariser Presse.

Zu dem ganzen Komplex von Erscheinungen, der im letzten Dezennium des 19. Jahrhunderts zusammentraf, um das Verhältnis von England und Deutschland im allgemeinen ungünstig zu

beeinflussen und die englische Presse deutschlandfeindlichen Einflüssen zugänglicher zu machen, muss man noch ein Moment hinzunehmen. Wann machte sich in der grossen Londoner Presse die deutschfeindliche Stimmung zuerst auffällig für die deutsche Presse bemerkbar? Es war im Sommer 1895, als Kaiser Wilhelm in England einen Besuch machte. Dies war ein halbes Jahr **vor** Jamesons Einfall und dem Krügertelegramm! Da können gewiss Momente entscheidend gewesen sein, die ein der hohen Politik Fernstehender nicht beurteilen kann; es können aber auch solche mitgewirkt haben, deren Beurteilung uns möglich ist. Auffallend ist doch folgende Reihe von Tatsachen: 1891 blühte der Weizen des Polentums, Stablewski wurde Erzbischof von Posen, Koscielski bald darauf in der deutschen öffentlichen Meinung Admiralski; 1893 stimmten die Polen nicht nur vor der Reichstagsauflösung getrennt von ihren ultramontanen Freunden für die Militärvorlage, sondern ermöglichten auch nach der Reichstagsauflösung erst ihre Annahme; aber schon Frühjahr 1894 legte Koscielski sein Reichstagsmandat nieder, im Herbst desselben Jahres ging Caprivi, und der Traum des Grosspolentums war wieder einmal ausgeträumt. Im Sommer darauf machte sich dann zuerst das antideutsche Säuseln in der Londoner Presse unangenehm bemerkbar. Grosspolentum und Slavophilentum sind, soweit Deutschland in Betracht kommt, so gut wie eins, sind eins im Hass gegen Deutschland. Wer sich erinnert, welche Orgien in Deutschenhass und Verleumdungen Deutschlands Grosspolentum und Slavophilen seit 1879 in der von Madame Adam begründeten Nouvelle Revue in Paris feierten, und wer sich ferner gegenwärtig hält, was eingangs über die neuen Versuche des Grosspolentums nachgewiesen ist, selbst in der politisch unbedeutenden Lokalpresse der Keltenstriche gegen Deutschland zu wirken, der muss mit Blindheit geschlagen sein, wenn er grosspolnische Einflüsse in der seit 1895 andauernd deutschfeindlicher werdenden englischen Hauptstadtpresse nicht sehen kann. Kommt doch das, was englische Zeitungen aus und über Deutschland melden, oft frappant der Wahrheit so nahe wie die oben erwähnte grosspolnische Korrespondenz in einer bretonischen Zeitung vom

10. November: Ende Oktober und Anfang November wurde ja tatsächlich hier und da die Befürchtung oder Hoffnung geäussert, der Reichskanzler von Bülow könnte in der Podbielski-Krisis mitfallen; daraus macht nun eine sicher grosspolnische Korrespondenz, der Kaiser habe eingesehen, dass er sich gegen die edlen Polen vergangen habe, „und um seinen Fehler einzugestehen, wird er, wie man sagt, seinem Grossminister, dem Fürsten von Bülow, Befehl geben, seine Entlassung zu nehmen". Nach ähnlichem Schema ist das meiste von den Hetzartikeln der englischen Presse gegen Deutschland verfertigt. Bei der Unbeholfenheit englischer Journalisten in fremden Sprachen muss man sich ferner auch billigerweise fragen, wer denn der englischen Presse so prompt und gewissenhaft alle irgendwo in deutschen Blättern aufzutreibenden unvorsichtigen ‚alldeutschen' Ausserungen liefert. Man glaube also nicht, dass sich das Polentum auf solche offene Mitarbeiterschaft in der Londoner Presse beschränkt, wie sie der Brief von Sienkiewicz im Standard darstellt. Die Erkenntnis von der stillen Mitarbeiterschaft des Polentums an der Londoner Presse ist um so wichtiger, weil sie uns einen Faktor erkennen lässt, der jetzt einer Besserung der Beziehungen des englischen Volkes zum deutschen Volke ebenso in der Londoner Presse entgegenarbeitet, wie er dies schon lange anerkanntermassen in der Pariser tat, und zwar geschickt und dauernd entgegenarbeitet.

---

2. Das Verhalten der katholischen Kirche im 19. Jahrhundert zu den keltischen Volkssprachen in Irland und der Bretagne.

Auf die Stablewski-Bibel und die Beschlüsse des Konzils von Trient beruft sich der polnische Artikelschreiber in Kroaz ar Vretoned, um das Verhalten der polnischen Geistlichkeit als das katholisch einzig Mögliche hinzustellen. Dass aber die Beschlüsse des Trienter Konzils ebensowenig standhalten, wie der vorläufig nur in der Stablewski-Bibel nachgewiesene Ausspruch

Jesu, weiss jeder, der Latein mit Verstand lesen kann. Ich will dies jedoch hier nicht weiter betonen, ebensowenig zwei andere Tatsachen der Geschichte, die nur angeführt werden sollen. 1. Die lateinische Kirche des Abendlandes, also die römische, hat eine Praxis wie die behauptete bis zum 7. Jahrhundert sicher nicht gekannt: ist es doch ihrer vollkommenen Nichtbeachtung der germanischen Volkssprachen und der dadurch bedingten romanisierenden Tendenz — lateinische Kirchensprache und romanische Volkssprache in den ehemaligen Provinzen des römischen Reiches fielen damals noch soweit zusammen, wie heutige hochdeutsche Schriftsprache und die oberdeutschen Mundarten — wesentlich mit zu danken, dass die in frühester Zeit dem Christentum sich zuwendenden kraftstrotzenden Germanenvölker wie die Westfranken romanisiert wurden. 2. Der anfängliche Erfolg der Reformation in manchen Gegenden, wo heute und seit lange wieder durch staatliche Gewalt eingeführt Katholizismus herrscht, beruhte doch nicht zum wenigsten darauf, dass dem Volke die Wahrheiten des Christentums in seiner Sprache wieder gepredigt wurden — ich erinnere an Polen selbst, an die Slovenen in Kärnten —; die katholische Kirche muss doch also vor dem vielerorts anders verfahren sein. Polen, die wirklich etwas von der Geschichte der polnischen Sprache und Literatur wissen, die sollten doch auch wissen, dass die katholische Kirche in Polen erst seit zweiter Hälfte des 16. Jahrhunderts sich ernstlich vom Latein ab und der polnischen Sprache zuwandte, um den Protestantismus, der sich der polnischen Volkssprache bediente, abzuwehren. So wenig wie damals die Lesart der Stablewski-Bibel in den Einsetzungsworten des Taufsakraments, noch das Konzil von Trient noch die Liebe zur polnischen Sprache für die katholische Kirche in polnischen Landen für ihr Verhalten massgebend waren, ebensowenig sind sie es heute; damals war Kirchenpolitik — nicht Religion und Christentum — massgebend, heute ist nationale Politik für das Verhalten ausschlaggebend. Dinge von Anno dazumal können wir aber ruhig beiseite lassen, da durch das ganze 19. Jahrhundert klare Zeugnisse über das Verhalten der katholischen Kirche in Umständen wie die in unseren Ostmarken herrschenden

vorliegen. Es ist nur nötig, sie etwas ans Licht zu ziehen. Irland und die französische Bretagne liefern uns zwei Musterbeispiele. Betrachten wir zuerst Irland.

Seit den Tagen Heinrichs des VIII. († 1547) über Elisabeth, Cromwell, Wilhelm von Oranien und die Welfen bis ins letzte Viertel des 18. Jahrhunderts hatte das protestantisch gewordene England das, nicht zum mindesten aus nationalem Hass gegen England, katholisch gebliebene keltische Irland mit allen Mitteln vergewaltigt und gegenüber einer kleinen Minderheit im Lande sitzender englischer Besitzer in jeder Hinsicht entrechtet. Durch die unter Wilhelm III. beginnenden ‚Unfähigkeitsgesetze' wurde namentlich die katholische Kirche schwer getroffen: nur notdürftig konnte der katholische Gottesdienst zeitweilig abgehalten werden, die Möglichkeit für Ausbildung eines katholischen Klerus in Irland existierte nicht, so dass von der irischen Hierarchie Klerikerseminare in Spanien, Frankreich und den Niederlanden errichtet werden mussten. Die allmähliche Abtragung der Penalgesetze begann 1778 und setzte sich bis 1829 fort. Entscheidend wichtig war die Gesetzgebung von 1793. Wenn auch die politischen Rechte der katholischen Iren noch bis 1829 mancherlei Beschränkungen unterlagen, die katholische Kirche wurde 1793 von allen Beschränkungen befreit: alle Beschränkungen hinsichtlich der Heranbildung des Klerus, des Gottesdienstes und der Pastorisierung der kathol.-keltischen Massen wurden für die katholische Kirche aufgehoben, und im Jahre 1795 wurde der Gesamtheit der katholischen Hierarchie Irlands die für damalige Zeit bedeutende Summe von jährlich 9000 £ zur Verfügung gestellt, um kirchliche Erziehungsanstalten und eine geistliche Akademie in Irland selbst zu errichten und ganz nach freiem Ermessen einzurichten. So wurde 1795 die katholisch-theologische Fakultät in Maynooth errichtet, die noch heute mit 15 Professoren (Lektoren) und ungefähr 500 Studenten besteht; als Vorstufen wurden in allen 18 Diözesen Priesterseminare (etwa Progymnasien) gegründet, und somit ein System der katholischen Klerikerausbildung für ganz Irland geschaffen. Es hatte Irland im Jahre 1801 rund 5200000 Bewohner einschliesslich der englisch-pro-

testantischen Minorität. Von diesen 5200000 Bewohnern bedienten sich annähernd noch 4000000 keltischer Rede, darunter schätzungsweise 2000000 Monoglotten. Irland war also, als Maynooth und die kleinen Priesterseminare seit 1795 eingerichtet wurden, soweit es katholisch war, sprachlich ein wesentlich, ja fast ausschliesslich keltisches Land, als Ganzes sogar viel keltischer (irischer) als z. B. Westpreussen oder Posen als Ganze heutigentages slavisch (polnisch) sind.

Wie hat also von 1795 an die in ihren Bewegungen und Entschliessungen von Rücksichten auf die englische Regierung vollständig freie katholische Kirche Irlands in dem keltischen Irland ihr Unterrichtssystem für katholische Klerikerausbildung eingerichtet? Als ob Irland ein ausschliesslich Englisch redendes Land wäre. Die Unterrichtssprache wurde sowohl in den einzelnen Priesterseminaren als in der theologischen Fakultät in Maynooth Englisch, wie sie es bis heute ist. Irisch war meist nicht einmal soweit Unterrichtsgegenstand in diesen Einrichtungen wie z. B. Französich; spezielle Lehrer für Irisch gab es gar nicht oder nur hier und da in den kleinen Seminaren, und die in der theologischen Fakultät in Maynooth bestehende Professur für Irisch war im 19. Jahrhundert zeitweilig auf längere Zeit ganz unbesetzt, war jedenfalls in der Ausbildung des katholischen Klerus für ein wesentlich Irisch redendes Volk eine Null. Alles in allem eine freiwillige Leistung der katholischen Kirche in Irland, die England zustatten kam. Aber weiter:

In Irland war in den oben charakterisierten Jahrhunderten der englischen Bedrückung alles zerschlagen worden, was sich an Bildungsanstalten für den höheren Laienunterricht im Lande befand, soweit Iren in Betracht kamen, die katholisch und keltisch betonten. Als von 1793 an die katholische Kirche in Irland ihr Homerule bekam und das charakterisierte Unterrichtssystem für ihre Klerikerausbildung geschaffen hatte, da ging sie in ihrer Fürsorge für die katholische Jugend der Wohlhabenden und Gebildeten weiter. Überall in West- und Mitteleuropa sehen wir im 19. Jahrhundert die katholische Kirche eifrig am Werk, den katholischen Nachwuchs — Knaben und Mädchen — möglichst in katholischer

Atmosphäre zu erziehen; gelingt dies, wegen der Hindernisse von seiten des Staates, nicht vollkommen für die Massen, so sucht man um so vollkommener dies zu erreichen für die heranwachsenden Söhne und Töchter der zahlungsfähigen Katholiken, indem man für den höheren Laienunterricht von Bruderschaften und Schwesterschaften Institute errichten lässt für die zukünftigen Führer des Volkes in weltlichen Dingen. Mit diesen Einrichtungen war die katholische Kirche in Irland bei der absoluten Freiheit, die sie hierin genoss, nicht faul. Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts, also 100 Jahre nach Erlangung von Homerule für die katholische Kirche Irlands, war das ganze katholische Irland mit einem dichten Netz von mittleren und höheren Unterrichtsanstalten für die zahlungsfähigen katholischen Iren überzogen, die fast ausschliesslich von geistlichen Bruderschaften und Schwesterschaften geleitet wurden. Als Kuppel des Gebäudes, wie es sonstwo in Europa nirgends in gleicher Vollkommenheit aufgeführt werden konnte, gilt die vor mehr als 50 Jahren in Dublin aus freiwilligen Mitteln gegründete (1854) ‚katholische Universität', die jetzt und schon seit längerer Zeit so vollständig im Besitz des Ordens der Gesellschaft Jesu ist, wie z. B. die Universität in Freiburg i. Schw. Dominikaneruniversität ist. Laieneinrichtungen für mittleren und höheren Unterricht gab es Ende des 19. Jahrhunderts in Irland nur, soweit sie englisch-protestantische Gründungen sind oder die Atmosphäre etwas englisch-protestantisch ist, in welchem Verdacht auch die von der englischen Regierung an verschiedenen Stellen Irlands gegründeten Queen's Colleges stehen, von der Universität in Dublin, genannt Trinity College, ganz zu schweigen. Alle diese Anstalten werden oder sollen von gutkatholischen Iren boykottiert werden.

Wie hat nun die katholische Kirche die von ihr in dem um Anno 1800 noch wesentlich keltisch-irischen Lande gegründeten Anstalten für den mittleren und höheren Laienunterricht eingerichtet? Bis auf einen Punkt, der gleich zur Sprache kommen soll, von den untersten Stufen für Knaben oder Mädchen der zahlungsfähigen Klassen bis zur Catholic University in Dublin hinauf so, als ob der katholische Nachwuchs reicher Engländer

aus Yorkshire, Oxfordshire oder Kent in ihnen in gut katholischer Atmosphäre sollte erzogen werden. Also Unterrichtssprache war und ist bis heute überall Englisch; Keltisch-irisch war bis 1895 kaum irgendwo in dem Umfang Unterrichtsgegenstand wie Französisch, in mindestens 90% der Anstalten überhaupt nicht, weil in dem Lehrkörper der Brüder und Schwestern — wenigstens in zweiter Hälfte des 19. Jahrhunderts — oft niemand war, der mehr vom Keltisch-irischen verstand wie der selige Hendrik Witboi vom Sanskrit. In der ‚Catholic University of Ireland‘, die von 1858 ab eine Zeitschrift Atlantis ‚a half-yearly register of literature and science‘ herausgab und damit in 12 Jahren es auf mässige 4 1/2 Bände brachte, bestand und besteht ein Lehrstuhl für irische Sprache, Literatur und Archäologie wie in Deutschland an den Universitäten Lehrstühle für Assyrisch oder Ägyptisch bestehen; diesen Lehrstuhl hatte bald nach Begründung (1853) der Universität auf einige Zeit ein in Anbetracht der Verhältnisse hervorragend tüchtiger Mann inne, Eugene O'Curry, der in englischer Sprache Vorlesungen über ‚Manuscript Materials of ancient Irish history‘ sowie über ‚Manners and Customs of the ancient Irish‘ hielt, die noch heutigentags für deutsche, englische und französische Fachleute unentbehrlich sind; aber in die ganze Einrichtung passte O'Curry nicht und war auch ohne jede praktische Bedeutung für das Irisch-keltische unserer Tage.

Welches waren und sind die Folgen dieses allumfassenden Systems für den mittleren und höheren Unterricht der katholischen — und um 1800 noch zu 4/5 Keltisch redenden — Iren? Es traten zur Zeit, als das System am vollkommensten funktionierte, also im 3. und Anfang des letzten Viertels des 19. Jahrhunderts, die irischen Jünglinge und Mädchen der wohlhabenderen Klassen aus den gut katholischen Anstalten ins Leben als ‚West-Briten‘, d. h. englisch in Rede und Zuschnitt bis auf einige Punkte: sie wussten vielleicht im Durchschnitt etwas weniger als der gleichalterige Engländer, sprachen in der Regel ein etwas schlechteres Englisch (Irish brogue) und hatten so gut wie alle — mehr oder weniger intensiv — den Hass des Inselkelten gegen den Sachsen (*Sais* bei den Kymren, *Sassanach* bei den Iren) bewahrt. In dem

letzteren Punkte unterschieden sich die Anstalten für den Laienunterricht sowohl wie für die Klerikerausbildung im katholischen Irland allein wesentlich von gleichartigen Anstalten in England. Als im Laufe des 19. Jahrhunderts das irische Sprachgebiet immer mehr zusammenschmolz und irisch-keltische Rede sich mehr und mehr in die Küstengrafschaften des Südens und Westens zurückzog, da konnte es vor 30 Jahren vorkommen — und kam vor —, dass Jünglinge und Mädchen aus den charakterisierten gut katholischen Anstalten Irlands ins Leben traten, die der Ansicht waren, ‚Irisch‘ sei das etwas mangelhafte Englisch (*brogue*) das sie redeten, die nicht wussten, dass noch rund 700000 Seelen ein anderes ‚Irisch‘ bekannt ist, nicht wussten, dass überhaupt je in Irland eine andere ‚irische‘ Sprache existierte. War also der Hass dieser katholischen Iren gegen den Engländer nicht allzu stark, so war öfters zwischen solch gebildeten Iren und Engländern ein nicht viel grösserer Unterschied als zu Zeiten zwischen einem katholischen, anti-norddeutsch gesinnten Bajuvaren und einem protestantischen Norddeutschen. Gewiss eine grossartige Leistung der unter Leitung der katholischen Kirche Irlands stehenden höheren Erziehungsanstalten, eine freiwillige Leistung der katholischen Kirche in Irland.

Ehe wir uns nun der Frage zuwenden, wie sich die frei dastehende katholische Kirche Irlands im 19. Jahrhundert bei der Seelsorge der Masse verhielt, muss ich das Ergebnis der Entwicklung des 19. Jahrhunderts in bezug auf die sprachlichen Verhältnisse Irlands in Zahlen kurz vorführen. Im Jahre 1801 bedienten von den 5200000 Bewohnern Irlands sich noch annähernd 4000000 im Verkehr unter sich der keltisch-irischen Sprache, darunter ungefähr 2000000 Monoglotten; nach 90 Jahren, im Zensus von 1891, gaben von 4725000 Seelen nur noch 680250 irisch-keltisch als ihnen bekannte Sprache — beileibe nicht Muttersprache — an, unter ihnen 38197 Monoglotten! Ganz auf das Konto der katholischen Kirche Irlands ist ja diese sprachliche Entwicklung nicht zu schreiben, aber zu wesentlichem Teile; das Manko wird ersetzt dadurch, dass es sich um freiwillige Leistung der katholischen Kirche in Irland handelt.

Die katholische Kirche bezieht in Irland wie auch anderwärts einen grossen, wenn nicht den grössten Teil ihrer Diener aus der breiten Masse des Volkes, worin ja zum Teil das grössere Geschick begründet ist, das die katholische niedere Geistlichkeit im Verkehr mit dem Volke besitzt. Wäre die Einrichtung der Klerikerausbildung seit 1795 eine andere gewesen, dann wäre es bei dem Umstande, dass am Anfang des 19. Jahrhunderts von den im frühen Knabenalter in die kirchlichen Anstalten eintretenden Leuten ungefähr $^{4}/_{9}$ aus monoglotten irischen Kreisen, gut $^{4}/_{9}$ aus gemischtsprachigen irisch-englischen Kreisen stammten und knapp $^{1}/_{9}$ rein englisch redende Iren waren — bei dem Umstande wäre es unter anderen Einrichtungen leicht zu erreichen gewesen, dass nach Absolvierung der kleinen Diözesanseminare und des Studiums in der theologischen Fakultät in Maynooth alle ins Amt tretenden jungen irischen Kleriker die irische Sprache soweit beherrschten, wie es die Seelsorge bei den damals herrschenden sprachlichen Verhältnissen wünschenswert machte. Wer beobachtet hat, wie rasch Kinder in jugendlichem Alter, sofern sie noch gar nicht oder nicht viel lesen können, den noch dürftigen Wortvorrat ihrer Muttersprache verlernen, sobald sie in diesem Alter in eine anderssprachige Umgebung versetzt werden und die Muttersprache daneben ohne ernste Pflege und Ausbildung bleibt, der wird begreifen, dass bei der vorher geschilderten Einrichtung der kirchlichen Bildungsanstalten die jungen Leute, die bei ihrem Eintritt Irisch als Muttersprache redeten, das Irische z. T. geradezu verlernten; jedenfalls waren viele von ihnen beim Eintritt ins Amt nicht imstande, eine Predigt in ihrer Muttersprache zu halten. Es stellte sich also schon bald im Anfang des 19. Jahrhunderts heraus, dass entsprechend den oben gegebenen Verhältnissen von 9 jungen Klerikern 5 kein oder so gut wie kein Irisch reden konnten, vielleicht noch 2 mit Irisch sich notdürftig forthelfen konnten, höchstens 2 in irischer Sprache predigen konnten. Mit der im 19. Jahrhundert sich vollziehenden sprachlichen Anglisierung der Massen verschoben sich die Sprachverhältnisse der in die Seminare eintretenden jungen Leute und noch mehr der austretenden zuungunsten des Irischen. Durchs ganze 19. Jahrhundert

gab es im katholischen Irland keinen Stand, der als Ganzes sprachlich so verengländert war wie der in seinen Gesinnungen patriotische, nationalfühlende irische Klerus.

Welche Zustände in der Seelsorge eintreten mussten, kann man sich denken; darüber könnten nur deutlich die Hunderttausende von Iren reden, die im 19. Jahrhundert ohne geistigen Zuspruch abschieden: natürlich ist damit nicht gemeint, dass sie ohne die von der katholischen Kirche bereit gehaltenen Gnadenmittel sterben mussten, die wurden ihnen durch die von hohem Pflichtbewustsein durchdrungenen irischen Geistlichen sicher immer gewährt; es ist nur gemeint, dass der rein menschliche Zuspruch des Seelenhirten fehlte, weil sein Irisch und des Sterbenden Englisch oft nicht zu einer Verständigung hinreichten. Wie die Zustände im Beginn des letzten Viertels des 19. Jahrhunderts in den noch stark irischen Grafschaften am Atlantischen Ozean waren, das habe ich in den Jahren 1878, 1880, 1883 im Herbste und 1885 im Frühjahr in Erfahrung gebracht. In den drei erstgenannten Jahren habe ich so ziemlich das ganze irische Sprachgebiet von Donegal der Westküste entlang bis nach Waterford kennen gelernt, Wochen und Monate an einzelnen Orten festsitzend. Claremorris in Mayo, wo ich ungefähr 5 Wochen verweilte, hatte selbst eine gemischsprachige Bevölkerung: die ganze mögliche Skala der Mischung von den alten Leuten, die Irisch redeten und nur englische Phrasen wie yes Sir und your honour zur Verfügung hatten, bis zu einer jungen Generation, die anfingen auch untereinander Englisch zu reden und nur Irisch schimpften, war vorhanden. Unter der umgebenden Landbevölkerung wog das Irische weit vor. Dies liess sich bequem beobachten: es waren in dem Claremorris benachbarten Dörfchen Knock Marienerscheinungen an der Wand des unscheinbaren Kirchleins beobachtet worden, und schon vor meiner Ankunft fanden Wallfahrten der umwohnenden Bevölkerung statt mit all den jeden ernst denkenden Menschen abstossenden Begleiterscheinungen menschlichen Erwerbssinnes, wie ich sie 4 Jahre vorher in dem meiner Heimat nicht fern liegenden Marpingen gesehen hatte. So bequem es war, zu beobachten, dass unter den aus allen Teilen

Mayos tagtäglich zusammenströmenden Scharen das alte Ora et labora zu einem ‚bete und bettle' geworden war, ebenso leicht liess sich erkennen, dass Irisch noch die Sprache des Volkes war, soviele ihrer auch Englisch reden oder radebrechen konnten. In dieser Gegend nun hörte ich während 5 Wochen im katholischen Gottesdienst eine irische Predigt, eine kurze Ansprache über die Enthauptung Johannes des Täufers, und die hielt der Pfarrgeistliche Ulick Bourke, der als ein guter Kenner des Irischen galt, auf meine Bitte. Ich hatte überhaupt während 12 Wochen in Mayo, Sligo und Galway nur 3 mal Gelegenheit, irische Predigten oder Ansprachen in Irisch im katholischen Gottesdienst zu hören, während ich z. B. bei Gelegenheit eines elfwöchigen Besuches in dem protestantischen Nord- und Südwales in diesem Zeitraum 51 Predigten in kymrischer Sprache von anglikanischen Geistlichen, Methodisten, Independenten, Baptisten und Unitariern genossen habe.

Nicht besser, vielleicht schlimmer stand es noch im Jahre 1880 auf den westirischen Araninseln. Es sind drei — eine grössere und zwei kleinere — Inseln westlich von Galway im Atlantischen Ozean, zu denen man damals regelmässig — soweit Wind und Wetter es erlaubten — zweimal in der Woche mit einem mässig grossen Segelboot gelangte und wo ich 2 Monate verbrachte. Die Mehrzahl der Bewohner der grössern Insel von mittlerem Alter abwärts verstand so viel Englisch, um sich notdürftig in rein englischer Umgebung durchzuhelfen, auf den beiden kleineren musste man schon die Zeichensprache zur Hilfe nehmen, wenn man nur Englisch konnte: die Muttersprache aller war Irisch. Hier war als Pfarrgeistlicher ein älterer, kränklicher Herr, der ebenfalls Irisch verstand, öffentlich, soweit ich in zwei Monaten beobachten konnte, so gut wie keinen Gebrauch davon machte. Ihm zur Seite stand als Aushilfsgeistlicher (Kurat) ein junger Mann, der die Seelsorge auf den beiden kleineren mit Segelboot von der grösseren Insel zu erreichenden Inseln ganz allein versah und auch auf der grössern in weitestem Umfang für den alten Herrn eintrat: dieser Curat verstand kein Irisch. Der Mann, der für die drei Inseln den Apotheker, Menschen- und Viehdoktor in einer Person vertrat und alles mit einem be-

stimmten Pflaster heilte, der konnte genügend Irisch, um sich mit den Leuten fliessend zu unterhalten und die Leidenden, denen sein Pflaster nicht half, mit seinen Scherzen aufzuheitern. Die englische Regierung hatte also für die leiblichen Nöten der guten Araner besser gesorgt, wie die katholische Kirche Irlands für die geistigen.

In dieses ganze Bild passt nun gut die Tatsache — als solche ist sie mir vielseitig mitgeteilt worden —, dass 1897 von den 19 katholischen Erzbischöfen und Bischöfen Irlands nur einer — der Bischof O'Donnell von Raphoe in Nordirland — genügend Irisch verstand, um eine Art Predigt zu halten. Ausserdem hatten einige dieser Kirchenfürsten unter dem Zwang der damals schon eine Macht bildenden nationalen Bewegung soviel Irisch gelernt, um wenigstens am Schluss einer zum Lobe der irischen Sprache in Englisch gehaltenen Ansprache ‚Irisch bis zum jüngsten Tag' oder ‚meinen Segen eurem Werk' in irischer Sprache sagen zu können. Alle diese Englisch redenden und nur Englisch redenden irischen Bischöfe sind der katholischen Kirche Irlands nicht etwa durch die englische Regierung aufgezwungen worden; o nein: alles freiwillige Leistung der katholischen Kirche Irlands.

Diese freiwillige Tätigkeit erfuhr nun im letzten Dezennium des abgelaufenen Jahrhunderts eine unliebsame Störung. In den 70er Jahren hatte es Leuten in Dublin, die selbst kein Irisch konnten, gedämmert, dass mit dem voraussichtlich endgültigen Verschwinden der irischen Sprache ein starker Damm gegen die Angleichung Irlands an England schwinden würde. Sie gründeten 1876 eine ‚Gesellschaft für die Erhaltung der irischen Sprache als eine gesprochene Sprache', von der sich 1881 eine ‚gälische Vereinigung für die Erhaltung und Pflege der irischen Sprache' abzweigte. Wie die Statistiken von 1881 und 1891 zeigten, nahm die Zahl der Irisch Redenden in den irischen Distrikten und namentlich der Monoglotten (1881 noch 64 167, 1891 schon 38 192) immer weiter ab; dafür lernten aber im ganz anglisierten Osten aus den dürftigen Büchlein der Gesellschaften einige gebildete junge Leute soviel Neuirisch wie bei uns ein mässiger Quartaner am Ende des Schuljahres Französisch kann, und mit

demselben Stolz, mit dem so ein wohlbestallter Quartaner zu einem Mitschüler einmal Comment vous portez-vous sagt und dann mit seinem Französisch zu Ende ist, sagte ein solcher junger Mann in den Strassen Dublins zu einem Freunde Cionnas tā tū (Wie stehst Du): ein Irishspeaker in den Strassen Dublins! Ernster wurde die Sache, als 1893 ein junger katholischer irischer Geistlicher O'Growney mit einigen Bekannten eine neue Gesellschaft ‚die gälische Liga‘ gründete und ein protestantischer Ire nicht-keltischer Rasse (Douglas Hyde) Präsident der Liga wurde. Von dem verstorbenen Bonner Orientalisten Gildemeister erzählt man, dass er einem jungen Kollegen, der ihn fragte, wie er am sichersten und gründlichsten eine schwierige fremde Sprache erlerne, die Antwort gegeben habe, dazu gebe es zwei Wege: entweder solle er eine Grammatik dieser Sprache schreiben oder eine Vorlesung über die Sprache halten. Den ersteren Weg hatte der genannte O'Growney eingeschlagen. Als ihm, dem im englischen Osten von Irland geborenen, durch Zufall darüber ein Licht aufging, dass es eine ‚irische‘ Sprache gebe, die etwas anderes sei als das von ihm gesprochene englische Patois *(brogue)*, da fasste er den energischen Entschluss, sie zu lernen, und schrieb seine ‚Simple Lessons in Irish‘ (Dublin 1894), das beste Buch, um sich einige Kenntnis des Neuirischen zu verschaffen ohne Aufenthalt im irischen Irland. Viele nur Englisch redende Iren haben seitdem an der Hand dieses Werkchens ungefähr soviel Neuirisch gelernt, wie ein Gymnasialsekundaner in Deutschland Französisch kann.

Viel wichtiger wurde, dass die energischen Mitglieder der gälischen Liga eine kräftige Agitation ins Werk setzten gegen das Verhalten der katholischen Kirche Irlands in bezug auf die Klerikerausbildung und die unter ihrer Leitung stehenden Anstalten für den Mittelschulunterricht. In Agitationsversammlungen mit Broschüren, sodann Artikeln in der 1898 gegründeten bilinguen Wochenzeitung *Fainne an lae,* der 1899 folgenden *An claideamh soluis* und vor allem in der 1901 ins Leben gerufenen englisch geschriebenen Wochenschrift ‚The Leader‘ ward das ‚West-Britentum‘ ins rechte Licht gesetzt, offen und scharf gegeisselt, wie es

gute katholische Iren gegenüber hoher und niederer Geistlichkeit nur können. Es ist eine fortlaufende Kette von Denunziationen, bestehend wesentlich in Anführung von Tatsachen, beileibe nicht eine Sprache, wie sie Polen in gleicher Lage führen würden, deren ist kein katholischer Ire fähig; aber es wehte doch ein Lüftchen, wie die Repräsentanten der katholischen Kirche es bis dahin nie verspürt und wohl für unmöglich gehalten hatten. Die Wirkung blieb nicht aus. Das hohe Kirchenregiment besetzte wieder die lange verwaiste Professur für Irisch in der Maynoother Fakultät, so dass es für katholische irische Theologen wieder so leicht wurde, Irisch zu lernen wie Hebräisch; ein von dem in Maynooth versammelten Kirchenregiment an das irische Volk gerichteter Hirtenbrief wird nachträglich in irischer Übersetzung veröffentlicht. Einzelne Bischöfe stiften Summen zu Preisausschreiben für Beförderung der sprachlichen Bewegung unter Englisch redenden Iren, andere halten in Versammlungen ermunternde Ansprachen in englischer Sprache über die alte Sprache Irlands, noch andere lernen soviel vom Neuirischen, als man einem Star oder Papagei beibringen kann. Kurz es geschieht vielerlei ut aliquid fieri videatur, aber das System bleibt im Grunde das alte. Ganz natürlich: das, was 1795 das natürlichste gewesen wäre, ist eben 1895 tatsächlich unmöglich, wesentlich infolge der freiwilligen Arbeit der katholischen Kirche.

An der Oberfläche noch viel bedeutender ist der Einfluss der Bewegung seit einem Dezennium auf die christlichen Bruderschaften und Schwesterschaften, soweit sie Schulanstalten leiten. Auch ganz natürlich: am Geldbeutel sind alle Menschen mehr oder weniger empfindlich, und christliche Bruder- und Schwesterschaften sollen oft am empfindlichsten sein. Die Agitation der gälischen Liga übte einen starken Einfluss auf die gebildeten, seit Generationen sprachlich verengländerten Kreise im Osten Irlands aus, also die zahlenden katholischen Kreise, die ihre Knaben und Mädchen den von den religiösen Bruder- und Schwesterschaften geleiteten Erziehungsanstalten anvertrauten. Diese waren also am ehesten gezwungen, der nationalen Agitation nachzugeben, und sobald sich erst einmal einige Streikbrecher ge-

funden hatten, wurde ‚Irisch‘ ein Lockmittel sondergleichen. Eine solche Körperschaft ‚die christlichen Brüder‘ — es sind ‚Laienbrüder‘ und sie speziell beschäftigen sich in erster Linie mit dem Elementarunterricht in katholischem Geiste in den Städten — gab 1901 als Reklame schon eine ‚Irish Grammar by the Christian Brothers‘ heraus, schönes Seitenstück zu katholischer Stiefelwichse und ähnlichen Produkten, wie sie der Geschäftskatholizismus in Deutschland fabriziert, um so mehr, wenn man bedenkt, dass die Zahl der vorhandenen Grammatiken des Neuirischen so gross ist, dass, wenn man die einzelnen Exemplare zählt, bald so viel neuirische Grammatiken existieren, wie es in Irland Leute gibt, die heutigentags wirklich Irisch reden können. Am auffallendsten ist die Veränderung, wenn man die von den einzelnen mittleren und höheren Anstalten, sei es am Schulschluss, sei es zur Jahreswende herausgegebenen ‚Agenda‘ betrachtet; ich hatte für kurze Zeit die Absicht, mir der Kuriosität halber eine vollständige Sammlung derartiger Hefte zuzulegen, habe aber der Kostspieligkeit wegen darauf verzichtet, da der Wert wie Zweck für Irland solcher kostbaren Jahresveröffentlichungen kein anderer ist, wie der ‚Agenda‘ von Herzog, Israel, Gerson u. a., die um die Weihnachtszeit in Berlin erscheinen. Unstreitig ist seit 10—12 Jahren hierdurch in Irland die Zahl der jungen Mädchen und Knaben irisch-katholischer Herkunft, die neben ihrer englischen Muttersprache soweit und in derselben Güte ‚Irisch‘ können wie gleiche Kreise in Deutschland ‚Französisch‘, gewachsen. Gewiss ein Erfolg gegen die Zeit vor 30 Jahren und weiter zurück, aber nicht im geringsten imstande, die freiwillige Leistung der katholischen Kirche in Irland seit 1795 zu gefährden.

Höchst eigenartig auf den ersten Blick ist die Wirkung der Agitation auf den niederen katholischen Klerus, die in der Seelsorge stehende Pfarrgeistlichkeit. Sie teilen sich in zwei Gruppen: die lauen, apathischen, ja der Bewegung fast feindselig gegenüberstehenden und andererseits die begeisterten, enthusiasmierten. Die erste Gruppe findet man — natürlich nur im grossen und ganzen — in den Strichen Irlands, wo Neuirisch neben Englisch nóch wirklich in weiteren Kreisen des Volkes gesprochen wird;

die zweite Gruppe befindet sich wesentlich im völlig anglisierten Osten. Scheinbar eine sehr wunderbare Verteilung und doch auch wieder nicht, wenn man sich gegenwärtig hält, dass der heutige neuirische Klerus infolge der 100 jährigen freiwilligen Kirchenpolitik nur in dünn gesäten Exemplaren die neuirische Sprache beherrscht. In Phrasen in englischer Sprache vor Englisch redendem Publikum sich für die ‚grand old tongue‘ begeistern, ist leicht: da genügt es, um ein Bild zu gebrauchen, nur den Mund zu spitzen. In den Strichen aber, wo Irisch noch im Munde des Volkes lebendige Sprache ist neben Englisch, bei vielen noch die Sprache, die zum Herzen geht, da würde ein solches Mundspitzen nicht genügen, da müsste schon gepfiffen werden: da müsste der Geistliche in Versammlungen Irisch reden, er müsste die Seelsorge in Irisch ausüben; das können verschwindend wenige, und daher die bis zur Feindseligkeit sich hie und da steigernde Apathie. Ganz anders im vollständig anglisierten Osten Irlands. Hier sind die Geistlichen überall an der Spitze der Agitation, kämpfen auf Rednertribünen in der vordersten Reihe, „wie die dummsten Hammel in der Herde immer in die erste Reihe laufen“, sagte vor einigen Jahren etwas derb Mahaffy zu mir, als ich über diese Erscheinung mit ihm sprach. Die Erklärung scheint mir nicht zuzutreffen. Die Begeisterung dieser Herren erklärt sich einfach damit, dass sie, um in dem gebrauchten Bilde zu bleiben, gar nicht zu pfeifen brauchen, und wenn schon gelegentlich so etwas Ähnliches verlangt wird, dann genügen die paar in Papageienart angelernten Brocken ‚Irisch‘. Die Herren können sich also ihre Begeisterung für die ‚grand old tongue‘ ebenso billig leisten, wie das ja jetzt auch schon die ‚nationalen‘ Abgeordneten tun, obwohl im letzten Parlament von 83 nationalen irischen Vertretern Irlands nur einer, sage und schreibe einer, Irisch reden konnte.

Als vorläufiges Resultat der Bewegung, die Wirkungen einer hundertjährigen freiwilligen Mitarbeit der katholischen Kirche in Irland aufzuheben, erzählt die Statistik folgendes: Es sprachen

1881 von 5 159 000 Seelen Irisch und Englisch noch 885 765 und nur Irisch 64 167;

1891 von 4 704 750 Seelen Irisch und Englisch noch 642 053 und nur Irisch 38 192;

1901 von 4 458 775 Seelen Irisch und Englisch noch 620 189 und nur Irisch 20 953.

Es ist also die Zahl der irischen Monoglotten in 20 Jahren von 64000 auf 21000 im Jahre 1901 — gegenüber zwei Millionen 1801 — gesunken; die Zahl der bilinguen Iren von 880000 auf 620000 — gegenüber 2000000 im Jahre 1801 —, und was steckt hinter der Ziffer 620000 des Jahres 1901 alles für den, der die Verhältnisse kennt und diese Ziffer zu lesen versteht! Wer aus lebendiger Anschauung die Apathie kennt, die um 1880 in den noch Irisch redenden Strichen des Westens bestand gegen ein Zeigen, dass man etwas Irisch kann, das Bestreben des gewöhnlichen Mannes, der einen guten Rock besass, sich sprachlich als Gebildeten zu geben, der wird mir zustimmen, dass für 1881 die Zahl ‚885000 bilingue Iren' viel zu niedrig ist gegenüber dem wahren Verhältnis. Und um dasselbe, was 885000 fürs Jahr 1881 zu niedrig, ist bei äusserlich veränderter Wertschätzung des Irischen 620000 im Jahre 1901 zu hoch. Lehrreich ist hierfür, wie anscheinend die Zahl der „bilinguen Iren" im ganzen englischen Osten gewachsen ist, in Dublin sollen sie über 3 % der Bevölkerung ausmachen: gewiss hat die sprachliche Bewegung aus dem noch teilweise Irisch redenden Westen und Südwesten manche Leute, die als Agitatoren, Lehrer für Irisch, Dienstmädchen und Ammen ihr Brot verdienen wollen nach dem Osten gezogen, aber die Mehrzahl der bilinguen Iren im Osten und mancher auch im Westen ist in bezug auf irische Sprachkenntnis oben genügend charakterisiert. Wenn wir einmal so feststellen wollten, wie viele Seelen — männlich und weiblich — in Deutschland neben Deutsch auch Französisch ‚sprechen' können, dann würde schon eine sechsstellige Zahl nicht mehr ausreichen für diese bilinguen Deutschen. Also die Abnahme der noch Irisch neben Englisch Redenden von 1881 bis 1901 ist viel bedeutender als das Verhältnis von 885000 zu 620000, es wird dem Verhältnis bei den Monoglotten (64000 : 21000) durch

Hinaufsetzung der Zahl für 1881 und Herabsetzung der Zahl für 1901 ziemlich nahe kommen.

Die durch die freiwillige Arbeit der katholischen Kirche in Irland seit 1795 wenn auch nicht ausschliesslich so doch vorwiegend geschaffene Lage der heutigen sprachlichen Verhältnisse Irlands wird also durch die Tätigkeit der sprachlichen Bewegung nicht mehr rückgängig gemacht, ‚denn wer einmal tot daliegt, wird nicht mehr lebendig', sagt der Sklave Schmidt sehr weise in einem bekannten Studentenlied.

Bei einer gerechten Würdigung der freiwillig geleisteten Mitarbeit der katholischen Kirche an der sprachlichen Anglisierung Irlands darf man, um gegen den irischen Klerus nicht ungerecht zu werden, zweierlei nicht vergessen. Die irischen Kleriker des 19. Jahrhunderts waren trotz ihrer sprachlichen Verengländerung fast alle soweit mit Abneigung gegen das protestantische England erfüllt, wie es Dienern des Christentums, die auch Menschen sind, gestattet ist. Ferner gab es in den ersten 3 Vierteln des 19. Jahrhunderts im irischen Klerus einzelne Individuen, die aus patriotischem Fühlen sich weit über die von der Allgemeinheit eingenommenen Grenzen der Muttersprache in ihrem engen Kreise annahmen. Ich habe in den Jahren 1878, 1880 und 1883, als von einer Bewegung für das Irische im Westen Irlands noch nichts zu merken war, solche kennen gelernt. Mit Ulick Bourke habe ich viele Wochen früh und spät verkehrt und in brieflichem Verkehr später gestanden: es kam über den heiteren Mann immer ein melancholischer Zug, wenn man im Gespräch auf das Verhältnis der katholischen Kirche zur irischen Sprache kam; er gab dem Gespräch eine andere Wendung, wie man an Dingen vorbeigeht, über die man vor einem Fremden nicht sprechen will. Es gab aber nicht nur einzelne Glieder der Pfarrgeistlichkeit, die in bezug auf die irische Sprache anders dachten und handelten als die Majorität der irischen Kleriker: zu ihnen gehörte auch eine ganz hervorragende Gestalt der katholischen Hierarchie, der Erzbischof Dr. J. Mac Hale, den ich 1880 durch einen Empfehlungsbrief von W. Hennessy kennen lernte. ‚The bloody John' nannten ihn englische Zeitungen und bissige Landlords des Westens; ein

heiterer, ehrwürdiger Greis im Verkehr: weder er noch andere irische Bischöfe des Westens, die ich entweder in ihrem Heim kennen lernte, wie den Bischof von Killala, oder die ich auf Firmelungsreisen sah, zeigten eine Spur von dem weltlichen Pomp, den katholische Kirchenfürsten in Deutschland entfalten und mit dem ich in meiner Jugend einen Bischof Arnoldi von Trier über den Hunsrücken hatte ziehen sehen. Mac Hale war zu bestimmten Stunden des Tages für jeden aus seiner Diözese (Tuam) zu sprechen und sprach im höchsten Greisenalter mit Vorliebe seine Muttersprache, Irisch; er war als Privatmann lebhaft für die irische Sprache tätig, indem er Thom. Moore's Irish Melodies ins Irische übersetzte, ebenso die 6 ersten Bücher der Ilias und eine katholische Übersetzung der Bibel begann (1859ff.); von 1834—1881 war er Erzbischof von Tuam und als solcher Vorsteher der westlichen Kirchenprovinz, zu der die Bistümer Tuam, Galway, Clonfert, Achonry, Elphin, Kilmacduagh und Kilfenora, Killala mit den irischsten Teilen des irischen Westens gehören. Er hat immer darauf gehalten, dass in dem Seminar seiner Diözese (St. Jarlath's College, Tuam) ein Lehrer für Irisch war, aber das für den irischen Klerus seit 1795 inaugurierte Erziehungssystem konnte er in keinem Punkte ändern; ob er es auf den mehrfachen Romreisen versuchte, darüber hätte er nur Auskunft geben können.

Patriotische Iren, die heutigentags an den Ufern des Liffey wie die Juden an den Wassern Babylons Klagelieder anstimmen, pflegen zwei Momente abwechselnd oder zugleich für die im 19. Jahrhundert sich vollziehende sprachliche Anglisierung Irlands anzuführen. Einmal soll es die am Ende des 18. Jahrhunderts in gewissen gebildeten Laienkreisen unzweifelhaft vorhandene Gleichgültigkeit gegen die irische Sprache gewesen sein, deren Entstehung im 18. Jahrhundert ich in Preuss. Jahrbücher XCIII S. 66ff. zu erklären versucht habe, während doch diese Gleichgültigkeit nur erklärt, wieso man in gebildeten Kreisen des katholischen Irland das Verhalten der katholischen Kirche gegenüber der nationalen Sprache solange hingenommen hat. Noch weniger stichhaltig ist das andere Moment: man schiebt dem bösen Eng-

land ausschliesslich die Schuld zu, ein Verfahren, das ja heutigentags in Irland in allen Dingen beliebt ist und immer auf Beifall rechnen darf. Das in den Jahren 1831 — 1834 eingerichtete National System of Education für das Elementarschulwesen soll die Schuld sein: es basiert auf der vollständigen Ignorierung des Irischen im Elementarschulunterricht. Aber dasselbe System bestand und besteht in Wales, und doch ist Kymrisch geblieben neben dem erlernten Englisch. Was hätte England übrigens neben dem vorhandenen Erziehungssystem der Kirche tun sollen? Etwa ein auf irische Unterrichtssprache aufgebautes System einführen?*)

---

*) In dem Dezemberheft der Preussischen Jahrbücher (Band CXXVI, 564) steht der Satz: ‚Die Engländer haben, solange sie überhaupt die Unterdrückungspolitik in Irland verfolgten, die Iren vor allem auch wirtschaftlich zu Proletariern und kulturell zu Analphabeten herabgedrückt und damit tatsächlich gewisse Erfolge erzielt.‘ Kräftiger ist wohl selten den Tatsachen ins Gesicht geschlagen worden als mit den von mir hervorgehobenen Worten. Wahr ist, dass England im 17. und 18. Jahrhundert nichts getan hat, die Iren systematisch durch nicht-proselitenmachende Volksschulen zu heben; aber wo kam in diesen Jahrhunderten sonst in Europa so etwas vor? wo hatte man überhaupt tieferes Verständnis für Volksschulunterricht, als schon Friedrich Wilhelm I. Seminare zur Ausbildung von Lehrern gründete? Etwa im damaligen polnischen Reich? Tatsache ist, dass die Engländer viel energischer und konsequenter für die kulturelle Hebung der Iren und ihr Aufziehen aus dem Analphabetentum eingetreten sind als Preussen in Posen. Während das eigentliche England mit dem staatsrechtlich und verwaltungstechnisch mit ihm eine Einheit bildenden Wales erst im Jahre 1870 ein eines Kulturvolkes würdiges Elementarunterrichtsgesetz erhielt, wurde in Irland von England schon mehr als ein Menschenalter früher (1831—1834) ein National System of Education für den Elementarunterricht geschaffen, das Bildung in die abgelegensten Ortschaften zu tragen suchte und Preussen für sein Vorgehen in Posen in manchen Punkten noch heute ein Muster abgeben kann. Dies System basiert, wie oben im Text gesagt, auf der vollständigen Ignorierung des Irischen im Elementarschulunterricht. Der praktische Sinn der Engländer hatte schon früh richtig erkannt, dass die erste Stufe zur allmählichen Assimilation eines fremden Volkstums sein muss die Entfernung des stärksten Dammes für gesondertes Volkstum, der nationalen Sprache des zu assimilierenden Volkstums, und zwar so, dass

Von welcher Seite man auch die freiwillige Arbeit der katholischen Kirche für die sprachliche Anglisierung des um 1800 noch wesentlich Keltisch redenden Irland betrachten mag, sie ist ein Rätsel, um so grösser, wenn man das Vorhandensein von Figuren wie Dr. Mac Hale mit in Betracht zieht. An der vorhin genannten Stelle (S. 70 ff.) habe ich eine Erklärung versucht und so argumentiert. Das numerische Verhältnis der Bewohner Irlands zu Englands mit Einschluss von Wales war 5200000 in

---

der erste Schritt hierzu ist, das fremde Volkstum aus seinem Monoglottentum dadurch zu ziehen, dass die neu anzueignende Sprache die einzige Vermittlerin von Wissen und Bildung in der Schule wird und die bisherige nationale Sprache möglichst zum Patois herabgedrückt wird. Sind die Massen des fremden Volkstums erst dahin gekommen, dann sind sie auf die schiefe Ebene gebracht, auf der sie — bei stärkerem Widerstand langsamer, bei schwächerem rascher — sicher hinabrutschen werden. Das fühlen die polnischen Führer nicht nur instinktiv, das wissen sie: daher das Sträuben und Schreien, das ich von ihrem Standpunkt aus ganz natürlich finde. England kat dies auch gewusst und hat mit eiserner Konsequenz an seinem System festgehalten; wenn in ganz neuerer Zeit einige Milderungen eingetreten sind, so sind diese ganz harmlos, da der Zweck des Unterrichtsgesetzes soweit erreicht ist, dass diese Milderungen die völlige sprachliche Anglisierung Irlands kaum aufhalten, geschweige denn verhindern können. England versteht nämlich im rechten Moment meisterhaft, sich edelmütig und generös zu erweisen, ohne dass es etwas Besonderes kostet, nicht nur in äusserer Politik — man denke an Helgoland und Ostafrika —, sondern auch in der inneren. Wäre bei uns in den Ostmarken die slavische Sprache so zusammengeschmolzen wie heutigentags die irische in Irland (s. S. 32) und wäre der noch vorhandene Rest innerlich so morsch wie in Irland (s. S. 33) das Irische, dann stünde auch bei uns nicht das Geringste im Wege, dass in allen Elementarschulen östlich der Elbe in den oberen Klassen soviel Wendisch oder Polnisch gelehrt würde, dass ein Verständnis geschaffen würde dafür, dass Naugard (= Nowgorod) ‚Neustadt', Stargard ‚Altstadt', Belgard (Belgrad) ‚Weissstadt' bedeutet, vorausgesetzt, dass man im übrigen Deutschland für ähnliche Belehrung sorge. Solange aber in den Ostmarken die slavischen Idiome noch nicht auf dem Standpunkt des Irischen in Irland angekommen sind, sollten wir vernünftigerweise die von England seit 1834 in Irland befolgte Schulpolitik uns zur Richtschnur nehmen, worüber in dem nächsten Abschnitt mehr.

Irland zu 10000000 in England und Wales im Jahre 1801, also ungefähr 4000000 Katholiken zu 11000000 Protestanten; 1841, vor der Irland entvölkernden Hungersnot, standen 8200000 in Irland gegenüber 15000000 in England und Wales. Es entsprach also damals, bis 1845, das Verhältnis der Katholiken und Protestanten in England und Irland nicht ganz aber annähernd dem, wie es heutigentags zwischen beiden Konfessionen im Deutschen Reiche besteht. Der Unterschied war nur der, dass die katholischen Massen des vereinigten Königreiches Irisch-keltisch redeten, die Protestanten bis auf die relativ geringe Zahl in Wales aber Englisch. Hatte der römische Stuhl ein Interesse daran, seine älteste grössere Missionskirche, die dem Papsttum durch Jahrhunderte die geistige Schweizergarde stellte, den Protestantismus Grossbritanniens wieder an sich zu ziehen, dann konnten die Katholiken Irlands einen mächtigen Hebel abgeben. Vom geistlichen Rom unabhängige Iren hatten im 7. Jahrhundert die Angeln dem Christentum gewonnen, warum sollten die zu Vasallen des geistlichen Rom gewordenen heutigen Iren nicht im 19. und 20. Jahrhundert die protestantischen Engländer dem römischen Katholizismus wiedergewinnen? Dazu war aber, nachdem die volle politische Gleichberechtigung der Katholiken Irlands mit den Protestanten seit 1792 nur mehr eine Frage nächster Zeit war, unbedingt notwendig, dass die numerisch starke katholische Minorität des vereinigten Königreichs aus der Vereinsamung und der Ohnmacht, zu der sie das Hängen an der irischen Sprache verurteilte, herausgezogen wurde: sie musste sprachlich anglisiert werden, um kirchenpolitisch in Wirksamkeit treten zu können; sie musste sprachlich anglisiert werden, um in das durchaus protestantischen Geist verratende geistige Leben Grossbritanniens eingreifen zu können. In ihrem Fühlen konnte diese Masse, solange der Protestantismus in England noch nicht gewonnen war, so antienglisch bleiben wie bisher. Aus diesen und ähnlichen Erwägungen, so habe ich am angeführten Orte geschlossen, lässt es sich verstehen, dass hohe römische Kirchenpolitik in Irland von 1795 ab eine vorhandene Zeitströmung gebildeter katholischer Laien nach sprachlicher Anglisierung geschickt

und energisch im katholisch-kirchlichen Interesse förderte, also aus Liebe zu England, um sich in dem der Majorität nach nicht katholischen Grossbritannien und Irland in den sprachlich anglisierten Iren einen mächtigen Stützpunkt zu schaffen.

Unter solcher Annahme und nur unter solcher Annahme erhält das für den einfachen Menschenverstand ganz unvernünftige Verhalten der katholischen Kirche in Irland von 1795 ab einen Sinn, wird verständig. Es wird aber auch unter solchem Gesichtspunkt manches in der Geschichte des im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts einen Aufschwung nehmenden Anglokatholizismus verständlich. Es sei nur hier nur ein Punkt hervorgehoben. Als man nach langen Vorbereitungen als Abschluss der katholischen Anglisierungsmachinerie für Irland 1853 die unter der katholischen Hierarchie stehende Catholic University in Dublin gründete, wer wurde erster Rektor dieser Anstalt? Kein Ire, sondern — John Henry Newman, der 1843 zum Katholizismus übergetretene Oxforder Pfarrer an der Marienkirche, der 1847 in Rom selbst zum katholischen Priester geweiht worden war und von da an als der unbestrittene Führer des Anglokatholizismus galt. Er wurde 1853 Rektor, leitete die der Eröffnung (1854) der kathol. Universität Irlands vorangehenden wichtigen Schritte und stand ihr bis 1859 vor, bis sie im Sinne der intellektuellen Gründer tadellos funktionierte. Hier lassen sich die engen Beziehungen des Anglokatholizismus zu der durch die katholische Kirche freiwillig besorgten sprachlichen Anglisierung des keltischen Irland mit Händen greifen.

Dass der sich mir aus dem Tatsachenmaterial aufdrängende Schluss bald aus dem Munde eines hohen katholischen Kirchenfürsten eine ziemlich unverblümte Bestätigung erfahren würde, hatte ich mir nicht träumen lassen. Reichlich zwei Jahre nach der Veröffentlichung des oben angezogenen Aufsatzes in den Preussischen Jahrbüchern kam ein bekannter hoher katholischer Kirchenfürst der Vereinigten Staaten Nordamerikas, der Erzbischof Ireland, auf der Rückreise von Rom durch Dublin. In öffentlicher Versammlung, in der der jammervolle Zustand der irischen Sprache in Irland und der noch viel jammervollere bei den vielen Millionen Iren,

deren Eltern als monoglotte oder fast monoglotte Iren nach Nordamerika ausgewandert waren, zur Sprache kam, verfehlte Erzbischof Ireland natürlich nicht, sein platonisches Wohlwollen für die Sache der irischen Sprache auszusprechen und fügte noch einen bezeichnenden Trost hinzu: wenn die irische Sprache, trotz der heldenhaften Bemühungen der heutigen gebildeten katholischen Jugend im anglisierten Osten, dennoch aussterben sollte, müsse man sich trösten, dass dies im Rate der Vorsehung beschlossen gewesen sei, weil sie des irischen Volkes zu höheren Zwecken bedürfe. Es gab wohl keinen Denkenden in jener Versammlung, der diesen Trost nicht dahin verstand, dass Irland sich über den Verlust seiner Sprache damit trösten müsse, dass es nur so den Sauerteig für die protestantische angelsächsische Welt diesseits und jenseits des Ozeans abgeben konnte, und in Organen der sprachlich-nationalen Bewegung, die wie ‚The Leader‘ über die Versammlung berichteten, war ein deutliches Murren gegen die Handlanger der Vorsehung zu vernehmen.

Jedem steht sein Urteil frei über die Beweggründe für die Haltung der katholischen Kirche in der Sprachenfrage in Irland seit 1795; die Tatsache steht fest, dass ohne die freiwillige Mitarbeit der katholischen Kirche an der sprachlichen Anglisierung heutigentags Irland noch ebenso weit sprachliches Keltenland wäre wie das auf der anderen Seite der irischen See gelegene Wales, ja noch viel mehr. Diese Tatsache mögen sich deutsche Blätter zu Gemüte zu führen, ehe sie mit hochtönenden Phrasen von unveräusserlichen Pflichten der katholischen Kirche gegenüber Massregeln der preussischen Regierung, die im Interesse des Deutschtums nötig sind, zu reden anfangen.

Nicht minder lehrreich sind die Verhältnisse in der französischen Bretagne, wo ein anderes keltisches Idiom, das Bretonische, so an den nationalen französischen Staat gekettet ist wie in unseren Ostmarken das Polnische an den deutschen Nationalstaat. Im Vergleich mit den Verhältnissen, die wir eben ausführlicher betrachteten, ist dies weitere Musterbeispiel für das Verhalten der katholischen Kirche belehrend dadurch, dass katholische Bre-

tagne und katholisches Frankreich hier gegenüberstehen, also an sich wesentlich andere Gesichtspunkte als in Grossbritannien und Irland für die katholische Kirche in Frage kommen können. Zum Verständnis seien zuerst einige Tatsachen und ein kurzer historischer Überblick vorausgeschickt.

In dem als Niederbretagne (Basse Bretagne) bezeichneten westlichen Teil der französischen Bretagne, also in dem Departement Finistère und den westlichen Teilen der Departements Côtes-du-Nord und Morbihan, wurde im Jahre 1885 nach einer genauen Berechnung eines französischen Gelehrten von rund 1300000 Seelen eine keltische Sprache, das Bretonische (*Brezonek*), gesprochen oder verstanden, von denen ungefähr 670000 nur diese keltische Sprache redeten und verstanden. Da Frankreich in Verfolg einer gewissen Vogel-Strauss-Politik in seiner offiziellen Statistik über die Sprachenverhältnisse nichts verrät, muss man sich mit Schätzungen begnügen. Darüber kann kein Zweifel sein, dass wir es in der Niederbretagne mit einem äusserlich so geschlossenen und innerlich so gefestigten keltischen Sprachgebiet in der Mitte des 19. Jahrhunderts zu tun haben, wie in unseren Ostmarken nach Geschlossenheit kein slavisches Sprachgebiet existiert, weder in Westpreussen, noch Posen oder Schlesien. Diese Keltisch redenden Bretonen sind Katholiken, wie ihre im Osten der Bretagne sitzenden näheren Landsleute, die Französisch redenden Bretonen der Haute Bretagne, und die Franzosen.

Die Vorfahren dieser Bretonen stammen aus dem heutigen südlichen England. Vor der Wucht der angreifenden Sachsen flüchteten zahlreiche keltische Briten im 5. bis 7. Jahrhundert aus der alten Heimat Britannia nach der zu Gallien gehörenden aremorikanischen Halbinsel, die sie eroberten und einfach ebenfalls mit Britannia bezeichneten, weshalb im Mittelalter Normannen und Franzosen ein Gross- und ein Klein-Britannien (Bretagne) zu unterscheiden anfingen. Fast in demselben Massstab, in dem Sachsen in dem alten Südbritannien sich heimisch machten, taten die geflüchteten Briten dies in der von sprachlich romanisierten Galliern dünn bevölkerten neuen Heimat. Im 9. Jahrhundert hatten sie die politische Grenze so weit nach Osten geschoben,

dass noch die heutigen französischen Departements Loire-inférieure und Ille-et-Villaine zum Bretonenstaat gehörten; sprachlich war aber der östliche Teil dieses Gebietes noch stark romanisch, und als nach den Wirren, die die Normannen brachten, im Jahre 936 der Bretonenstaat sich wieder neu im alten Umfang konstituierte, da war sein östlicher Teil für die bretonische Sprache verloren. In diesen östlichen, sprachlich wesentlich romanischen Teil aber verlegten von jener Zeit an die bretonischen Fürsten ihren Herrschersitz (Rennes, Nantes). Der Hof und die hohe Geistlichkeit, auch soweit sie ursprünglich aus der bretonischen Bretagne stammten, romanisierten sich bald, wurden sprachlich Franzosen. Dadurch wurde schon seit Ende des 10. Jahrhunderts in dem Bretonenstaat die bretonische Sprache neben der französischen Schwester in die Rolle des Aschenbrödels gedrückt. Nach nicht vielen Jahrhunderten bildet eine Linie, beginnend im Norden bei Plouha (westlich von der Baie de Brieuc) und endigend an der Villainemündung im Süden, die Grenze für die beiden Schwestern: westlich in der Niederbretagne ist das unbestrittene Heim von Aschenbrödel, östlich sonnt sich die französische Schwester in der Gunst von Hof, Adel und hoher Geistlichkeit. Eine Folge der Aschenbrödelstellung des Bretonischen im Bretonenstaat seit dem 10. Jahrhundert ist, dass eine Literatur in bretonischer Sprache im Mittelalter nicht aufkommt, weil ihr die Gunst der drei genannten Kreise fehlt. Die Vereinigung der Bretagne mit Frankreich im Jahre 1499 schien den Untergang der bretonischen Sprache einläuten zu sollen. Es ist in erster Linie die katholische Kirche, die die Vorsehung zugunsten des Französischen spielte. Die Bischofssitze in der bretonischen Bretagne (Tréguier, S. Paul de Léon, Quimper, Vannes) wurden mit Franzosen besetzt, die von der Sprache ihrer Herden keine Ahnung hatten und in ihren Massregeln erkennen liessen, dass sie sich nur als französische Agenten betrachteten; aus den Kapiteln verschwanden die Bretonisch redenden Bretonen mehr und mehr. Der die ganze Bretagne beherrschende Predigerorden ‚des Recollets' ging im Jahre 1539, nachdem alle Bretonisch redenden Bretonen aus den leitenden Stellen verdrängt waren, dahin vor, dass er die widerspenstigen Niederbretonen zwingen

wollte nur Französisch, mit Ausschluss des Bretonischen, zu verwenden, die Bretonisch redenden Bretonen ‚tenant dans une captivité pareille à celle des Israélites sous la tyrannie des Égyptiens‘, wie ein Zeitgenosse sagt. Mehr als 25 Jahre dauerte der Streit, bis der Papst durch einen Entscheid vorläufig das Härteste vom Bretonischen abwandte. Schon vorher hatten bretonische Kirchspiele den Geistlichen, die das Bretonische vollständig ignorierten, den Zehnten verweigert (1565).

Was der bretonischen Sprache von Ende des 16. Jahrhunderts an wieder Luft verschaffte, den Helfershelfern der Vorsehung in den Arm fiel, war — die Reformation. Für jeden, auch nur oberflächlich mit der Reformation in Frankreich und dem Hugenottenzeitalter Bekannten brauche ich bloss den Namen Rohan zu nennen, um ihn zu erinnern, wie sehr die Bretagne berührt wurde. Auch hierhin drangen reformatorische Ideen vor, natürlich wie überall, wo die Reformation Eingang suchte, in der Volkssprache, in Bretonisch. Nun mussten die Vertreter der katholischen Kirche klein beigeben.*) Der 1577 in der Diözese S. Paul de Leon von adliger Familie geborene Michel Le Nobletz de Kerodren begann in katholischem Sinne eine mehrere Jahrzehnte anhaltende Missionstätigkeit in der Niederbretagne in bretonischer Sprache. Dies war etwas so Unerhörtes in der Bretagne, dass der Bischof von Cornouaille (Quimper), der natürlich kein Bretonisch verstand, im Anfang der Tätigkeit von Dom Michel Le Nobletz ihm und seinen Gefährten mit allen Mitteln, die ein katholischer Bischof besitzt, entgegentrat, weil er sie offenbar für verkappte Hugenotten hielt. Dom Michel Le Nobletz wusste die Jesuiten zu interessieren, die mehrere ihrer nur Französisch redenden Mitglieder das Bretonische lernen liessen — so lehrt die Not nicht bloss beten! — und nach der Niederbretagne schickten, unter denen in erster Linie Julien Maunoir (bretonisch Julian Maner) zu nennen ist: er hat von 1640—1683 eine fruchtbare Missionstätigkeit in bretonischer Sprache in der ganzen Niederbretagne entfaltet und

*) In ähnlicher Weise entdeckte die katholische Kirche in zweiter Hälfte des 16. Jahrhunderts auch ihr besonderes Herz für die polnische Sprache, wie schon oben S. 19 bemerkt wurde.

gilt heutigentags als der letzte Apostel der Niederbretagne (*Abostol Breiz-Izel*). Die reformatorischen Ideen waren in der Bretagne vernichtet, aber die bretonische Sprache gerettet;*) es blieb in dem niederen und höheren Klerus der Niederbretagne von Ende des 17. bis Mitte des 19. Jahrhunderts ein bald stärker, bald schwächer zutage tretendes Bestreben, den einsprachigen Niederbretonen — und das war die erdrückende Mehrheit in den Bistümern Vannes, Quimper, St. Paul de Léon, Tréguier — in seiner keltischen Sprache Gott nahe zu bringen, so dass sie sogar bis zu einem gewissen Grade — soweit kirchliche Zwecke in Betracht kommen — die Pflege der Literatur in bretonischer Sprache übernahmen. Das Bretonische allerdings, was viele dieser Ordensbrüder, deren Muttersprache Französisch war, zutage förderten, ist sonderbarer Art. Wenn etwa ein katholischer Ordensbruder im 17. oder 18. Jahrhundert den Bauern in Bayern

---

*) Wenn man die zur Erbauung der Bretonen im letzten Jahrhundert geschriebenen Viten der Michel Le Noblefz und Maner liest, vergeht einem zunächt vor Erstaunen der Atem. Der Grund ihrer Tätigkeit wird vollständig verschwiegen. Den Michel Le Nobletz und die Gesellschaft Jesu erfasst plötzlich eine von Gott eingegebene unbezwingbare Liebe zum armen bretonischen Volke und seiner Sprache, dass französische Jesuiten letztere lernen, um 40 Jahre lang unter den Bretonen Jesuitenmission abzuhalten. Wer die Tätigkeit der Jesuitenmissionen im 17. Jahrhundert kennt, wird sich wohl eines Lachens nicht erwehren können bei einer solchen Spekulation auf die Dummheit. Da indessen Heiligenleben für die Masse nicht den Zweck haben, die Wahrheit zu fördern, findet man sich ab. Schwerer wird es einem schon, wenn man sieht, dass Hersart de la Villemarqué in seiner Geschichte der bretonischen Sprache und Literatur (Le Gonidec, Dictionnaire français-breton, Einleitung S. XLI ff.) im Stile der Heiligenleben schreibt. Indessen, wenn man erwägt, dass dieser erst vor wenigen Jahren als guter Katholik gestorbene Villemarqué es nicht dazu gebracht hat, seine im Jahre 1839 mit Barzaz Breiz begangene grossartige literarische Fälschung vor seinem Tode öffentlich einzugestehen — aus Patriotismus sicher —, dann wird man in einer Frage, wo scheinbar Patriotismus und katholische Interessen zusammenfallen, nicht verlangen dürfen, dass der Wahrheit die Ehre gegeben wird. Es wäre auch zu fürchterlich, wenn heute ein gut katholischer Bretone der Masse erführe, dass vor 300 Jahren Bretonisch redende Bretonen Neigungen für ‚Los von Rom‘ gehabt haben.

oder im Schwabenlande den ersten Glaubensartikel ‚Credo in deum patrem omnipotentem creatorem caeli et terrae' verdeutscht hätte mit ‚ich krede in Gott den Pater, den omnipotenten Creator des caelum und der terrae', dann gäbe das einen ungefähren Begriff von dem französischen Bretonisch, das viele dieser Brüder redeten, schrieben und drucken liessen. War es auch eine Misshandlung der bretonischen Sprache, es war immerhin eine liebevolle Misshandlung und das bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts von der katholischen Kirche geübte offene Erdrosselungssystem war aufgegeben. Im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts erwuchs der bretonischen Sprache in der Person des Bischofs Graveran von Quimper (1840—1853) sogar ein eifriger, seine Amtsbrüder in der Niederbretagne mitreissender Förderer.

Im zweiten Kaiserreich erstand dann der bretonischen Sprache ein unversönlicher Gegner, der sie zu erdrücken suchte, und die ihm folgende dritte Republik bestrebt sich, ihn in jeder Weise zu überbieten. Die Bretagne war zu Napoleons Zeiten ebenso der Hort legitimistischer wie unter der Republik Hauptherd monarchisch-konservativer Gesinnung. Nicht eine politische Gefahr für den französischen Nationalstaat war die bretonische Niederbretagne — bis ins letzte Viertel des 19. Jahrhunderts gab es kaum eine französische Provinz mit gleicher Hingabe an Frankreich und gleich ungekünstelter, bis ins 5. und 6. Jahrhundert zurückreichender Abneigung gegen den Engländer (*Saoz* ‚Sachse') wie die Niederbretagne —, es war bloss die Abneigung der Bretonen gegen die seit Mitte des 19. Jahrhunderts herrschende französische Staatsform, die gegen die bretonische Sprache nach und nach von seiten des Staates Massregeln hervorrief, gegen die die Stellung des preussischen Staates gegenüber der Sprache des mehrfach im 19. Jahrhundert revoltierenden und mit jedem Gegner des Deutschtums fraternisierenden Polentums eine liebevolle genannt werden kann. Da ich an anderem Orte die Massregeln der französischen Regierungen gegen die bretonische Sprache geschildert habe (Preussische Jahrbücher 99 S. 469 ff.), brauche ich hier nicht näher einzugehen; ich bemerke nur, dass in der rein bretonischen Niederbretagne die bretonische Sprache aus dem gesamten staat-

lichen Unterricht, von den kommunalen Kleinkinderschulen (salles d'asile) an aufwärts, vollkommen verbannt ist: sie ist weder Unterrichtsgegenstand noch darf sie als Hilfsmittel beim Unterricht in den ersten Schuljahren benutzt werden. Dazu treten die unglaublichsten Schikanen, so dass ein Bretone, der absichtlich die deutsche Praxis in Metz im Jahre 1880 studierte und natürlich auch diese nicht billigt, sich doch gedrungen sieht, hinzuzusetzen ‚Pourtant ils (die Deutschen) n'ont pas encore imaginé les raffinements qui sont en honneur chez nous (in der Bretagne), pour déshonorer et déraciner la langue proscrite' (M. Buléon, La langue Bretonne considérée aux points de vue religieux, pédagogique, social et national. Vannes 1897 S. 24 Anm.). Dass französische Katholiken, Fortschrittsleute und Sozialdemokraten im Parlament irgendwie die Partei der Bretonen ergriffen hätten, darüber hat nichts verlautet. Ich will jedoch hierauf nicht weiter eingehen, um nicht von dem Thema abzuirren: welches ist die Stellungnahme der katholischen Kirche, und zwar sowohl in der Bretagne als in Frankreich überhaupt, zu dem seit 50 Jahren dauernden Kampf der französischen Regierungen gegen die keltische Sprache der Niederbretagne? Die Antwort im allgemeinen lautet: Konsequent auf seiten des Staates, auch der gottlosen Republik, ja den Staat vielfach freiwillig überbietend. Gehen wir in Einzelheiten, die auch schon zum Teil a. a. O. berührt sind.

Frankreich gilt als die älteste und treugebliebene Tochter der römischen Kirche, einem Aufgehen des Bretonischen im Französischen standen also nie Bedenken entgegen; es musste im Gegenteil ein im Verhältnis zu Frankreich zwar kleines, aber vollkommen geschlossenes fremdsprachliches Gebiet bei den Orden sowohl als der Weltgeistlichkeit für die katholische Kirche mancherlei Unbequemlichkeiten und Hindernisse in der Verwendung ihrer Diener bringen. Durch solche Erwägungen war sehr wahrscheinlich zum Teil die Stellungnahme der katholischen Kirche zur bretonischen Sprache beeinflusst in dem bald nach der Vereinigung der Bretagne beginnenden Kampfe des Französischen gegen das Bretonische. Die Einflüsse der Reformation, die vom Ende des 16. Jahrhunderts

ab die katholische Kirche zu einer veränderten Stellungnahme zum Bretonischen zwangen, waren um Mitte des 19. Jahrhunderts in der Bretagne nicht bloss längst ausgerottet, sondern überhaupt vergessen. Die liebevolle Rücksichtnahme der Väter von der Gesellschaft Jesu für das Bretonische im 17. Jahrhundert war im 19. Jahrhundert ganz unnötig. Pius IX. hatte aus politischen Gründen Rücksichten auf Napoleon III. zu nehmen, und Leo XIII. kam der gottlosen Republik in ihren Wünschen weit entgegen in der Hoffnung, sie zu einer klerikalen umgestalten zu können. Wen wundert also die von einem gut katholischen bretonischen Schriftsteller in der welschen Zeitschrift Cymru'r Plant 7, 282.(Wrexham 1898) bestätigte Tatsache, dass seit dem 1853 gestorbenen Bischof Graveran von Quimper kein Bischof bretonischer Abstammung und bretonischer Sprache mehr auf einem der drei Bischofssitze der Niederbretagne (Vannes, Quimper-Paul de Léon, Tréguier-S. Brieuc) gesessen hat? Mit Vorliebe wurden und werden Geistliche aus den der Bretagne entlegensten Stellen Frankreichs wie französisch Lothringen auf die bretonischen Bischofssitze berufen. Dass hierdurch schon allein das Interesse der entscheidenden Stellen für eine Ausbildung des Klerus in bretonischer Sprache schwand, ist begreiflich, ganz abgesehen davon, dass die jeweiligen neuen Herren gewiss nicht ohne Instruktion in bezug auf ihr Verhalten zum Bretonischen in die Diözese kamen. So schwand das Bretonische mehr und mehr selbst als einfacher Unterrichtsgegenstand in den Priesterseminaren der Niederbretagne, in denen der Klerus für die reinbretonischen ländlichen Bezirke vorgebildet wurde. Dazu kommt weiter, dass auch in der dem Bretonischen günstigen Zeit vor 1853 sich unter dem bretonischen Klerus Mitglieder genug befanden, die die Ausbreitung der französischen Sprache und ihre Herrschaft in der Niederbretagne wünschten und förderten, so dass der bretonische Dichter Auguste Brizeux ihnen die Worte entgegenschleudert:

Niveleurs imprudents! La vieille langue éteinte,
Tous les vices nouveaux chez vous arriveront;
Et, si vous élevez sur l'autel la croix sainte,
Nul au pied de la croix n'inclinera son front.

Wie in Irland die katholische Kirche im 19. Jahrhundert das ganze Land mit Unterrichtsanstalten aller Art überzog, die unter Leitung kirchlich approbierter Bruderschaften und Schwesterschaften standen und sich nach ihren Einrichtungen als die grossartigsten freiwilligen Mittel der Kirche zur sprachlichen Anglisierung des keltischen Irland erwiesen (s. S. 21 ff.), so ist ein gleiches für die Bretagne in der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu konstatieren; je mehr die Republik in ihrer nicht nur antiklerikalen, sondern direkt antikirchlichen und antireligiösen Schulpolitik vorschritt, um so eifriger war die katholische Kirche in der gut-katholischen Bretagne dabei, möglichst viele Kinder — Mädchen und Knaben, klein und gross — in die eine katholische Atmosphäre bietenden, von Kongregationen geleiteten Schulen zu schicken. Diese Kongregationen nun sind grosse Vereinigungen, die naturgemäss ihren Schwerpunkt in Frankreich haben, werden von dort geleitet, und selbst die leitenden Persönlichkeiten in der Niederbretagne waren dem Bretonischen fremd und sahen ein Arbeiten am Verschwinden des Bretonischen als ein grosses Verdienst an (Vallée, La langue bretonne et les écoles S. 8, S. Brieuc 1895). Dass bei diesem Zustande die bretonische Sprache es in den kirchlichen Anstalten nicht viel besser hatte wie in den staatlichen weltlichen (S. 46), ist nicht zu verwundern.

Die von Schwestern geleiteten christlichen Kleinkinderschulen, die den atheistischen kommunalen salles d'asile Konkurrenz machten und den Eltern schon möglichst früh die Sorge um die kleinen Bretonenkinder abnahmen, waren reinfranzösisch ihrer Sprache nach wie die kommunalen, also eine grossartige freiwillige Mitarbeit der katholischen Kirche an der Französisierung der heranwachsenden bretonischen Jugend. Traten die Kinder dann aus den ‚écoles chrétiennes enfantines' in die neben die staatlichen Elementar- und Mittelschulen gestellten kirchlichen ‚écoles libres', so kamen sie in gut katholische Atmosphäre, aber französisch war sie auch der Sprache nach bis auf verschwindende Ausnahmen. Als freiwillige Mitarbeiter griffen die Brüder in diesen sogenannten écoles libres nicht zu solchen

drastischen Französisierungsmitteln wie die Lehrer an den staatlichen Schulen; dies hatten sie aber auch gar nicht nötig, dafür arbeitete die durch sie repräsentierte kirchliche Autorität für das Französische. Es war, mit einem Wort, in den écoles libres nicht nur der gesamte Profanunterricht französisch, sondern auch der Katechismus wurde von kirchlichen Autoritäten oft solchen Kindern Französisch gelehrt, die aus rein bretonischen Häusern stammten (s. Association Bretonne, Congrès de Vannes 1898, langue Bretonne S. 28 Anm.). In einem Briefe in La Croix des Côtes-du-Nord vom 14. April 1895 fasst Abbé Buléon, Lehrer am kleinen Seminar von St. Anne d'Auray, die Haltung des katholischen Klerus in der Niederbretagne der bretonischen Sprache gegenüber dahin zusammen: ‚Indifférence dans une grande partie du clergé; hostilité plus ou moins ouverte chez les congrégations enseignantes qui ont été jadis et pour longtemps si bien endoctrinées par les inspecteurs primaires, que le breton, pour elles, c'est toujours l'ennemi'. Alles in allem eine freiwillige Leistung der katholischen Kirche im Dienste der gottlosen Republik, um die wir, im Hinblick auf Posen und Westpreussen, Frankreich beneiden können. Dass dabei die katholischen, fortschrittlichen und sozialdemokratischen Zeitungen in Frankreich Lärm geschlagen hätten, davon weiss ich nichts.

In der Bretagne selbst erhob sich aber, nachdem unter wesentlichem Anteil einer fast 40 jährigen freiwilligen Mitarbeit der katholischen Kirche das Bretonische, namentlich in den Gebieten an der Sprachgrenze, ein unverkennbar hippokratisches Gesicht bekam, vor etwa 15 Jahren Unruhe in einzelnen bretonischen Tageszeitungen, die im Jahre 1895 zum offenen Ausbruch einer Bewegung für die Erhaltung der bretonischen Sprache führte, wie wir sie in Irland kennen lernten (S. 28 ff.). Ich habe dieselbe Preuss. Jahrb. 99, S. 495 ff. allseitig erörtert. Hier sei nur in bezug auf das Verhältnis der katholischen Kirche hervorgehoben, dass die Rückwirkung der Bewegung auf diese vieles Analoge bietet zu dem, was bei Irland festgestellt werden konnte. So wurde z. B. feierlich angeordnet, dass in den Priesterseminaren

für die Diözese St. Brieuc-Tréguier das Bretonische wieder Unterrichtsgegenstand — beileibe nicht Unterrichtssprache — werden sollte, aber in den vollständig französisierten Anstalten ihm eine Stunde in der Woche zugewiesen, wie es bis heute geblieben ist. Natürlich konnten die zahlreichen unter Leitung von geistlichen Kongregationen stehenden Schulen ebensowenig wie in Irland offenen Widerstand nicht lange leisten. Wie in Irland die ‚christlichen Brüder' die irische Grammatik katholisch machten, so stellte in der Bretagne eine Lehrbruderschaft ein System auf, um Französisch mit Hilfe des Bretonischen zu lehren, wozu ein Frère Constantius Lehrbücher (Enseignement du Français par le Breton) für Lehrer und Schüler schrieb (Vannes 1899/1900): Unterrichtssprache blieb aber nach wie vor Französisch weiterhin. In den écoles libres der Diözese von Vannes sollte nach einem Befehl des Bischofs der Religionsunterricht in Bretonisch eingeführt werden. Wieviel offenen und versteckten Widerstand aber die katholische Kirche in ihren verschiedenen Gliedern bot und bietet, das Bretonische in der keltischen Niederbretagne auch nur zur Rolle des Aschenbrödel neben dem Französischen zuzulassen, das kann eine aufmerksame Lektüre von Vallées Bericht über die Lage des Bretonischen in den Departements Côtes-du-Nord und Finistère zeigen (Annales de Bretagne 14, 693–696). Wie in Irland, geschieht, soweit überhaupt etwas geschieht, auch in der Bretagne von hoher und niederer Geistlichkeit vielerlei ut aliquid fieri videatur.

Wie es augenblicklich steht, dafür ist sehr lehrreich ein Referat, das Vallée auf dem vom 11.—16. September 1906 in Carnac abgehaltenen Kongress der Union régionaliste Bretonne geliefert hat und das für den Kundigen eine fortwährende Anklage gegen die katholische Kirche wegen ihres Verhaltens zur Muttersprache der Niederbretonen ist (s. Kloc'hdi Breiz XIII, 1241 ff.); auf Grund dieses Berichtes wurde beschlossen, eine Deputation von je 3 Mann zu jedem der Bischöfe der 3 bretonischen Diözesen zu schicken, die auch ‚l'attitude de certaines congrégations de femmes, notamment des Soeurs blanches, à l'égard de la langue celtique' beleuchten sollte. Bei den Bischöfen von St. Brieuc-Tréguier und

Vannes ist der Auftrag schon zur Ausführung gekommen. Natürlich fanden die Herren ‚un très courtois accueil‘. Über das Resultat beim Bischof von St. Brieuc-Tréguier sagt der offizielle Bericht: ‚Mgr. Morelle a fait valoir qu'il a choisi sa devise épiscopale en langue bretonne‘; weiter nichts, und die beiden Seminare in St. Brieuc und Guingamp, in denen die Priester für diese Diözese mit der ‚devise épiscopale en langue bretonne‘ ausgebildet werden, sind französisch-katholische Anstalten, wie etwa im franz. Lothringen mit dem Zusatz eine Stunde Bretonisch in der Woche. Der Bischof von Vannes verblüffte die Herren beim Empfang durch die Mitteilung, dass er an demselben Tage einen Befehl gegeben habe, dass in den Bretonisch redenden Pfarreien in Bretonisch gepredigt werde; die Verblüffung über dies Entgegenkommen war offenbar so gross, dass die 3 Herren ganz vergassen, zu fragen, zum wievielten Male der Herr Bischof diese Papierverschwendung seit 1896 begangen habe, wenigstens schweigt der Bericht hierüber (Kloc'hdi Breiz XIII, 1256).

Offenherziger und für uns lehrreich ist ein im französischen Teil der niederbretonischen Zeitung Ar Bobl am 8. Dezember 1906 (No. 115) erschienener Artikel über diese Deputation bei dem Herrn Bischof mit der ‚devise épiscopale en langue Bretonne‘. Was verlangten sie? ‚Ils demandèrent l'application de la méthode bilingue dans les écoles libres — also in den unter kirchlicher Leitung stehenden Privatschulen nur Verwendung des Bretonischen beim Erlernen des Französischen, kein Bretonisch als Unterrichtssprache, kein Bretonisch als Unterrichtsfach! — et la création dans les grands et pétits séminaires, ainsi que dans les écoles normales d'instituteurs libres, des cours facultatifs de breton‘ — also Einrichtung von fakultativem bretonischen Unterricht in den kleinen und grossen Klerikerseminaren und in dem Seminar, in welchem die Elementarlehrer für die unter kirchlicher Leitung stehenden Schulen ausgebildet werden —. Mehr nicht. Das Resultat: ‚Promesses et encouragements furent prodigués aux délêgués . . . Mais autant en emporte le vent! Le mal est plus grand que jamais dans les Côtes-du-Nord. L'action de l'évêché n'est pas modifiée depuis cette démarche. Bien au

contraire! Dann folgt eine Liste Tatsachen zum Beleg der Behauptung, von denen ich nur hervorhebe: ‚A Corlay, le catéchisme est fait exclusivement en français — Nicht etwa in Staatsschulen, sondern in Schulen, die von der katholischen Kirche errichtet sind —. Les soeurs en donnant pour raison, qu'elles n'ont plus le temps de le faire en breton et de s'occuper de ces vieilleries'. Verzweifelt ruft Kroaz ar Vretoned zum Schluss eines Artikels in der Nummer vom 23. Dezember 1906 aus: ‚Wie viele Pfarreien gibt's nicht, wo die Kinder auf den Katechismus in französischer Sprache unter jedmöglichem abgehetzten Vorwand gestossen werden!' (*Nag a barrouz 'lec'h 've troet ar vugale war ar c'hatekiz gallek, war un digare skwiz bennak*); nicht in Staatsschulen geschieht es, sondern freiwillig von der Geistlichkeit. Der Artikel endet: ‚Es wird eines Tages notwendig sein, zu erfahren, wem in unserm Lande die Verantwortung für diese Nichtsnutzigkeit (*ar fallagriez-ze*) zufällt.' So zu lesen am 23. Dezember 1906 in einer bretonischen Zeitung, die an dem Ort erscheint, wo der Bischof mit der ‚devise épiscopale en langue bretonne' residiert.

Denselben Zwecken nun wie diese Deputationen an die bretonischen Bischöfe dienen auch — die Polenartikel in den nationalistischen Zeitungen in bretonischer Sprache, die S. 9 ff. besprochen sind. In dem Verhalten guter Katholiken zu den Massregeln der Kirche und ihrer Diener sind die einzelnen Völker sehr verschieden; stellt man sie in eine Reihe, so steht auf dem einen Flügel der Deutsche und auf dem andern der Pole: der gute deutsche Katholik nimmt so ziemlich alles von der Kirche hin ohne Murren; es kommt der bretonische Katholik nach der Mitte zu, weiter steht der heutige Ire; ganz auf dem anderen Flügel der Pole, dessen Stellung zur Kirche am besten durch den Satz ‚und der Bischof absolut, wenn er unseren Willen tut' charakterisiert ist. Der gute bretonische Katholik ist also gegenüber dem Verhalten der katholischen Kirche zu seiner Sprache in einer schlimmen Lage: dass es Steine sind, die man ihm in der Sprachenfrage bietet, statt des gewünschten Brotes, merkt er, aber offene Revolte wagt er nicht. Da kommen die Polenartikel sehr

bequem. Ihr grosspolnischer Ursprung steht ihnen deutlich an der Stirn geschrieben; ob aber die bretonische Lokalpresse ihnen so die Spalten öffnen würde, wie es geschieht, ohne ihrerseits eine Nebenabsicht zu verfolgen, ist mir sehr zweifelhaft, da in der Niederbretagne Deutschland und Polen kein besonderes Interesse erwecken. Zwei Dinge sind charakteristisch: einmal haben die Artikel meist die Nutzanwendung, die bretonischen Kinder sollten sich ein Beispiel nehmen; gemeint sind natürlich die Kinder in den unter kirchlicher Aufsicht stehenden Schulen, da man sich in den Kreisen der sprachlichen Bewegung mit dem Zustand in den öffentlichen Schulen als einem unabwendbaren abgefunden hat. Sodann ist bezeichnend, wie das Verhalten des ,Herrn Stablewski, Erzbischof von Posen', ,Herrn Erzbischof von Posen, Stablewski ist sein Name' ins rechte Licht gesetzt wird. Die Nutzanwendung hiervon wird nicht direkt gezogen, liegt aber auf der Hand bei dem bekannten Verhalten der bretonischsn Bischöfe. Es offenbart sich also in der Aufnahme der grosspolnischen Artikel in die bretonische Lokalpresse ein gut Stück Bauernschlauheit nach dem Grundsatz ,Auf den Sack schlägt man, den Esel meint man'. Daher ist verständlich wie in Kroaz ar Vretoned der Artikel Bro-Bologn ,Polenland' als Untertitel trägt: Eur skouer hag eur Gentel ,ein Vorbild und eine Lehre'!

Ein weiteres Pressionsmittel auf die französisierende höhere und niedere Geistlichkeit, sowie auf die gleiche Ziele verfolgenden Orden und Kongregationen schmieden sich die Führer der sprachlichen Bewegung aus einheimischen Zuständen. Als ,Weisheit der Bettler' (*Furnez ar Geiz*) werden die Verse bezeichnet:

Ar brezonek hag ar feiz a zo breûr ha c'hoar en Breiz.
Gant brezonek eo deud ar feiz gant ar gallek ez aio a Vreiz.

,Das Bretonische und der (katholische) Glaube sind Bruder und Schwester in der Bretagne; durch (mit) das Bretonische ist der Glaube gekommen, durch (mit) das Französische wird er aus der Bretagne weggehen'. Diese Verse stehen am Kopfe jeder Nummer der Zeitung Kroaz ar Vretoned. Seht ihr, all der Unglaube und all die Schlechtigkeit, die am Anfang des 20. Jahrhunderts in unserer geliebten Niederbretagne herrschen, die sind

durch das Französische gekommen, das Ihr Bischöfe, Priester, Ordensgeistliche und Schwestern seit 50 Jahren ins Land gebracht habt; ohne dies Französische wären wir glaubensfeste Analphabeten wie unsere Väter im 18. Jahrhundert und Engel in Menschengestalt. Mit ähnlichen Worten predigt man, und es ist bezeichnend, dass dieselbe Nummer von Kroaz ar Vretoned, welche den Polenartikel als ‚Beispiel und Lehre‘ für unterrichtende Kongregationen und Bischöfe bringt, auf einer anderen Seite einen Artikel über *ar gwallskrijou Gallek* ‚die schlechte französische Literatur‘ hat. Lehrreich ist, dass auch in Irland in der sprachlichen Agitation ähnliche Mittel angewendet werden. Die New Ireland Review von 1897/98 hallt wieder von Klagegeschrei, in dem alles Elend in Westirland, auch das durch irische Faulheit und anderes verschuldete, wesentlich der englischen Sprache in die Schuhe geschoben wird. Verfasser solcher Klagen sind wesentlich niedere Geistliche, sowohl in Irland als in der Bretagne, die infolge mangelhafter Allgemeinbildung nicht weiter sehen, wie ihre Nase reicht. Das Ideal derartiger Leute sind die Zustände des 18. Jahrhunderts, wo in Irland und in der Bretagne sich die Begriffe guter keltischer Katholik und Analphabet in weitem Umfang deckten, wo der Geistliche allein der Masse die ihm gut dünkende geistliche und geistige Nahrung zuführte. Die Sprache, in der dies geschieht, ist solchen Leuten an sich ziemlich gleichgültig; Leute derart, also die geistigen Grossväter der heutigen Jeremiase, verhielten sich daher auch indifferent, als in Irland und in der Bretagne die hohe Geistlichkeit und die Ordensgesellschaften das Englische und Französische einführten, weil sie die doch ganz selbstverständlichen Folgen in ihrer Beschränktheit zunächst nicht sahen. Jetzt wo nach zwei Generationen diese Folgen zutage treten, ist dieselbe Sorte von Leuten erstaunt und erschreckt; dass es nicht mehr möglich ist, die Massen zu Analphabeten zu machen, sehen sie ein, weil die Regierungen so etwas nicht dulden; sie wählen also von zwei Übeln das kleinere, indem sie heutigentags in Irland nach dem Irischen und in der Bretagne nach dem Bretonischen verlangen: die Literatur in diesen Sprachen verfertigen sie dann selber oder lassen sie durch erprobte Gesinnungs-

genossen anfertigen. Natürlich wenden sie sich mit ihren Darstellungen an die hohe Geistlichkeit, von denen sie wie von Göttern auf Erden das Englische und Französische bisher ohne Nachdenken entgegengenommen haben; ob diese Götter überhaupt noch helfen können — warum es in Irland nicht mehr möglich ist, habe ich S. 54 gesagt —, erwägen sie meist gar nicht, und wenn die Götter nicht helfen, wird man ungeduldig und ruft, um jene aufzuschrecken, Samiel hilf! In der Bretagne wenigstens vereinzelt, und damit komme ich auf ein weiteres Pressionsmittel.

Wie ich Seite 42 zeigte, hat die bretonische Sprache im 16. Jahrhundert nach der Vereinigung der Bretagne mit Frankreich eine gleich heftige Unterdrückung zugunsten des Französischen durch die katholische Kirche durchmachen müssen, wie seit dem 2. Kaiserreich durch die katholische Kirche über sie gekommen ist. Damals wurde sie vor dem Untergang durch die Reformation gerettet. So sehr man auch, wie S. 44 Anm. gezeigt ist, der grossen Masse in der Bretagne heutigen Tages verhehlt, woher im 17. Jahrhundert die unendliche Liebe des Jesuitenordens und des von ihr gesandten ‚Guten Vaters‘ (*Tad mat* heisst im Bretonischen J. Maunoir) zu den Bretonen und ihrer Sprache kam, vergessen ist diese Ursache natürlich bei Gebildeten nicht, weder bei den Führern der sprachlichen Bewegung noch — hoffentlich — bei den Bischöfen und höheren Geistlichen. Diejenige bretonische Zeitung, die der sprachlichen Bewegung am unabhängigsten von kirchlichen Rücksichten dient — d. h. so unabhängig als dies in der Niederbretagne möglich ist, ohne unmöglich zu werden — ist Ar Bobl ‚Das Volk‘; sie ist gegründet im September 1904, steht unter der Leitung des jungen und begabten Dichters F. Jaffrennou (Taldir) und ist doppelsprachig, d. h. hat sowohl Artikel in französischer als in bretonischer Sprache. Keinem aufmerksamen Leser wird entgehen, dass die Wahl der Sprache, ob bretonisch oder französisch, meist wohl überlegt ist mit Rücksicht auf die beabsichtigte Wirkung oder die Kreise, in denen er wirken soll. Diese Zeitung hat am 17. November 1906 einen leitenden französischen Artikel, der die Überschrift trägt ‚Rome et Genève‘: ‚Rom und Genf‘ will für Frank-

reich sagen soviél wie ‚Rom und Wittenberg‘ für Deutschland. Anknüpfend an eine in der französischen Kammer gefallene, aber nicht beachtete Bemerkung, weist der Artikelschreiber darauf hin, dass Briand und die Radikalen in Frankreich auf dem Holzwege wären, wenn sie glaubten, bei ihrem Vorgehen gegen die katholische Kirche käme ein religionsloses Frankreich heraus: Auf den Trümmern des Katholizismus würde infolge des menschlichen Glaubensbedürfnisses sich die ‚vague religiosité‘ der heutigen französischen Protestanten erheben, ‚sur laquelle plâne le Christ humain et qui se traduit par la morale civique‘. Nach einigen weiteren allgemeinen Bemerkungen kommt der Artikelschreiber auf die Bretagne mit folgenden Ausführungen:

‚En Bretagne, depuis 1861, existe à Tremel (Côtes-du-Nord), l'oeuvre protestante que l'on connaît, et qui a fait tant de prosélytes. Je ne sais si on a attaché suffissamment d'importance au développement du protestantisme dans la péninsule armoricaine. Il ne manque pas de huguenots parmi les Trégorrois. La région de Pont-l'Abbé et la ville leur fournissent une grande quantité de fidèles, dirigés par un vieux „diacre“. Concarneau reçoit tous les mardis, la visite d'un pasteur. M. Le Coat, auteur d'une traduction bretonne de la Bible, d'un recueil de cantiques, de brochures et de tracts en celtique, pasteur de Trémel, depuis 1873, n'a pas craint d'adresser dernièrement au ministre des cultes une supplique à l'effet de se faire remettre l'église paroissiale de ce bourg. C'est aller un peu vite en besogne! Mais il faut bien dire que ces gens là travaillent. Dans toutes les foires, tous les marchés, on ne voit qu'eux! Celà finit par ressembler étrangement à ce qui se passe Outre-Manche. L'esprit simpliste de nos paysans est plus frappé qu'on ne le pense de leur piété réelle. On va certainement me faire l'objection de „l'or anglais“. Je ne nierai pas que les arguments sonnants soient pour quelque chose dans leur succès. Nous sommes obligés de dire cependant que là n'en resident pas les causes! Le Breton est éminemment religieux. Combien de fois, ai-je entendu dire à de pauvres gens, à qui l'on reprochait d'avoir passé au protestantisme: ‚mais ceux-là croient aussi en Jésus-Christ‘! Cette réponse leur semblait un argument péremptoire!

Les livres des pasteurs, écrits en une belle langue bretonne, populaire et cependant châtiée, leurs cantiques qui s'adoptent à nos airs nationaux, l'intérêt qu'il font prendre aux prosélytes dans le bon fonctionnement de la ‚Congrégation' (l'assemblée des fidèles), la lutte incessante contre l'alcolisme, tout contribue à la réussite de l'œuvre. Or, nous avons une religion bien à nous, traditionelle, très belle non seulement par ses enseignements, mais encore par la beauté de ses cérémonies et la poésie de ses fêtes. Prennons garde! On s'habitue trop chez nous à ne voir en elle qu'une affaire de routine. Une messe est expédiée ou entendue souvent comme une formalité. Le breton du Catéchisme et des Cantiques, est-il vraiment à une époque de linguistique savante, ce qu'il devrait être pour se faire respecter? A part deux ou trois publications pieuses, entre lesquelles une place d'honneur revient aux *Skoueriou Kristen* du R. S. Bourdoulous, qu'avons-nous? L'Union régionaliste Bretonne a insisté à plusieurs réprises, près des Ordinaires des trois diocèses pour que la langue si mal parlée du P. Maunoir, fut un peu réformée. Quels résultats a-t-elle acquis? On ne travaille pas assez! Serait-il difficile de faire des tracts en langue bretonne sur l'histoire et les questions actuelles? Les protestants de M. Le Coat lisent bien son breton. Les catholiques ne pourraient-ils lire celui de leurs prêtres?

In Tremel im Departement Côtes-du-Nord befindet sich in der Tat eine protestantische Mission seit 45 Jahren: sie wurde von kalvinistischen Methodisten aus Wales gegründet, von einem Kymren namens Williams längere Zeit geleitet, bis ein zum Protestantismus übergetretener Bretone Ar C'hoat (Le Coat) die Leitung übernahm. Von letzterem rührt eine in London (1897) gedruckte gute Übersetzung der ganzen Bibel in dem Dialekt von Tréguier her, der schon eine Ubersetzung des Neuen Testaments und zahlreiche Broschüren und Streitschriften in bretonischer Sprache vorausgegangen waren. Alles in einer Sprache, die sich sehr vorteilhaft von dem schauderhaften Bretonisch abhebt, das

man meist in den frommen Schriften katholischer Geistlichen findet. Der doppelsprachige, gut katholische Courrier de Finistère beschäftigt sich in seinem bretonischen Teil, seit ich ihn kenne, d. h. seit 14 Jahren, immer wieder mit Ar C'hoat und seiner Mission: danach müsste ein unbefangener Leser annehmen, dass es sich um einige Faullenzer handelt, die von englischem Gelde leben und Ausgeburten aller Laster sind in dem Maasse, dass die Bewohner der untersten Hölle fast als Engel erscheinen; für die Bretagne und ihre gut katholischen Bewohner ist das Ganze ohne jede Bedeutung. Diesem von dem frommen Corentin immer wieder entworfenen Bilde widerspricht das oben von Léon Le Berre unterm 17. November gegebene ja sehr stark. In dem Punkte möchte ich Corentin im Courrier mehr glauben, dass diese protestantische Mission in der Tat ohne grössere Bedeutung ist für die katholische Bretagne: seit der Jesuitenmission im 17. Jahrhundert ist letztere immun. Wenn man die oben von mir durch Sperrdruck hervorgehobenen Worte beachtet und namentlich den scheinbar so harmlosen Hinweis auf Maunoir, das Haupt der Jesuitenmission von 1640—1683, richtig wertet, dann ist klar, dass die Bedeutung der heutigen Mission kalvinistischer Methodisten in der Bretagne absichtlich ins Ungemessene übertrieben ist, um die weiter französisierenden Bischöfe und Ordensgeistlichen zu schrecken durch einen Wink mit dem Zaunpfahl, an dem, deutlich lesbar für die, so es angeht, geschrieben steht: *Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo.*

Wahr machen werden die Führer der sprachlichen Bewegung, unter denen der Schreiber des Artikels (Léon Le Berre) ein Heisssporn ist, die Drohung nicht. Wie Juno sich wieder mit den ‚superi' vertrug, werden sie es mit den Bischöfen in der Bretagne tun. Der Schluss des Artikels zeigt schon die Friedenshand: ‚L'éducation morale et religieuse du Peuple Breton sera due à ceux qui sauront pourvoir à ses Nécessités! Et si ceux-là sont, comme tout le semble probable, les prêtres catholiques, nul — d. h. weder Sozialisten-Freimaurer noch kalvinistische Methodisten-Hugenotten — n'aura la Peau de l'Eglise'. Also Deputationen an die Bischöfe, flammende Polenartikel, Geheul über

die schlechte französische Literatur, Drohung mit einer Neuauflage der hugenottischen Bewegung in der Bretagne: alles dient demselben Zweck, die Bischöfe und Kongregationen von ihren Französisierungsbestrebungen abzubringen.

Am 11. Dezember ist auch in der Bretagne das letzte Band zwischen der katholischen Kirche und dem französischen Staat durchschnitten worden; wird es einen Einfluss auf die seit 50 Jahren dauernde, mehr oder minder freiwillige Mitarbeit der katholischen Kirche an der sprachlichen Französisierung der Keltisch redenden Niederbretonen ausüben? Wenn die gegenwärtigen 3 Bischöfe der Niederbretagne auch mit Zustimmung des Papstes von der Republik zu Französisierungszwecken ernannt sind, so sind sie doch gegen die Republik jetzt aller Verpflichtungen frei; die Bretonen andererseits haben nunmehr, wo der Staat alle Zahlungen an die Diener der katholischen Kirche einstellt, ein Mittel an der Hand, sich der französisierenden Bischöfe, Geistlichen und Ordensbrüder zu erwehren, das ihre Vorfahren im 16. Jahrhundert gegenüber solchen Geistlichen, die in reinbretonischen Landgemeinden das französische Predigen nicht lassen wollten, unbedenklich anwandten: sie brauchen es nur zu machen wie die Bauern des Kirchspiels Bourg-Paul-Muzillac in der Diözese Vannes (Départ. Morbihan), die ihrem Pfarrer ‚maistre Jean Guicho' 1565 den Zehnten verweigerten, weil er nicht Bretonisch predigen wollte. Die deutschen Katholiken in den Ostmarken, die manchmal wochenlang auf eine deutsche Predigt von der polonisierenden katholischen Kirche warten, könnten von den bretonischen Bauern des 16. Jahrhunderts lernen.

Ob die katholische Kirche in der Sprachenfrage in der Bretagne wiederum ihre Stellungnahme ändern wird wie vor 300 Jahren infolge der hugenottischen Gefahr oder ob sie ihr vor 50 Jahren begonnenes Werk zu Ende führen wird, interessiert hier nicht weiter, wo es nur darauf ankam, einem deutschen Publikum zu zeigen, was die katholische Kirche möglich machen kann, wenn sie will. Was man im katholischen Irland freiwillig und mit Liebe tat, um für die grosse protestantische angelsächsische Welt diesseits und jenseits des Ozeans den nötigen katholischen

Sauerteig zu gewinnen, was man der vielgeliebten ältesten Tochter der Kirche, Frankreich, zu Gefallen tat, also was für England recht und Frankreich billig war, das wird die katholische Kirche Deutschland nicht gewähren. Wer so etwas ernstlich glaubt, ist ein unverbesserlicher Tor. Was wir in Deutschland höchstens von der katholischen Kirche bei dem Kampfe in Posen und Westpreussen erwarten können, ist ein platonisches Wohlwollen, wie die katholische Kirche es heutigentags in Irland für das in den Todeszügen liegende Irisch und in der Bretagne für das ein hippokratisches Gesicht zeigende Bretonisch hat. Das Deutschtum muss sich selbst helfen.

---

3. Was wir von England lernen können.

Das Deutsche Reich innerhalb der durch den Frankfurter Frieden festgelegten Grenzen ist ein auf deutsches Volkstum begründeter Nationalstaat. Zieht man die Zahl der Deutschen in ihm zur Gesamtzahl der Einwohner Deutschlands, ihren geistigen und materiellen Besitz gleichmässig in Betracht, so ist Deutschland mindestens ebenso sehr wie Frankreich ein Nationalstaat, sogar in höherem Masse als das Vereinigte Königreich Grossbritannien uud Irland; ja Preussen, die Vormacht in Deutschland, das bei der nächsten allgemeinen Volkszählung (1910) Frankreich an Einwohnerzahl übertreffen und Grossbritannien und Irland fast gleichkommen wird, ist sogar für sich allein, an den angegebenen Massstäben gemessen, mehr Nationalstaat als das Vereinigte Königreich von Grossbritannien und Irland. Mit solchen Nationalstaaten darf man Staatswesen wie Belgien, die Schweiz, Österreich oder Ungarn nicht in allem auf dieselbe Stufe stellen, weil sie Nationalitätenstaaten sind. Wenn auch in den letzteren das eine oder andere Volkselement an Zahl, oder an geistigem und materiellem Besitz oder durch hervorragenderen Anteil an der Schaffung des betreffenden Staatswesens vorwiegt, ja sogar durch mehrere der genannten Machtfaktoren, so ist dies doch in den genannten Staaten nicht in dem Masse, dass das eine Volkstum als alleiniger Träger des Staates gelten könne. Das Ver-

hältnis dieses Volkstums zu dem anderen oder den anderen desselben Staates muss daher auch in den staatlichen Beziehungen anders zum Ausdruck kommen als in den Nationalstaaten. So ist es z. B. doch selbstverständlich, dass in Belgien das Verhältnis des romanisch-französischen Volkselementes zu dem germanisch-flämischen ein anderes ist wie in Frankreich des romanisch-französischen zu dem keltisch-bretonischen Volkselement; und die deutschen Volkselemente in der Schweiz, in Österreich und in Ungarn müssen Rücksichten auf die anderen Volkselemente der betreffenden Staatswesen nehmen, die man im Deutschen Reich vom deutschen Volkstum gegenüber dem polnischen und im Vereinigten Königreich von Grossbritannien und Irland vom angelsächsischen Volkstum gegenüber dem keltisch-kymrischen in Wales und dem keltisch-irischen in Irland nicht fordern kann.

Also nicht an Belgien, der Schweiz, an Österreich oder an Ungarn dürfen wir die Beziehungen des Deutschtums zum Polentum in den Ostmarken des Deutschen Reiches und die Ordnung dieser Beziehungen messen, sondern an grossen Nationalstaaten wie Frankreich und England. Was in diesen Staaten als recht und billig gilt, weil es vernünftig ist, muss auch im neuen Deutschen Reich deutscher Nation Geltung haben. Nicht darauf kommt es in der Sprachenfrage an, ob z. B. das in Wales neben Englisch gesprochene Keltisch-kymrische mit einer Literatur vom 9. Jahrhundert bis heute dem Englischen als Sprache gleichwertig ist oder ob das in der Bretragne neben Französisch gesprochene Keltisch-bretonische dem Französischen als Sprache gleichsteht; nicht darauf kommt es an, dass der Kymre sein Kymrisch weniger als der Engländer sein Englisch lieben dürfe und der Bretone sein Bretonisch weniger als der Franzose sein Französisch: Kymrisch ist neben Englisch in dem grossen Staatsganzen des Vereinigten Königreichs ebenso minderwertig wie Bretonisch neben Französisch in dem französischen Nationalstaat. Dieser Unterschied zwischen der Stellung und dem Wert kleinerer Sprachgruppen in grossen Nationalstaaten einerseits und in Nationalitätenstaaten andererseits wird von kleinen Nationen, die an ein grosses, auf Grundlage eines ihnen fremden Volkstums aufgebautes

Staatswesen angeschmiedet sind, geflissentlich — der Grund ist begreiflich — verwischt oder verdunkelt; hieraus entspringen dann ganz unsinnige Paritätsforderungen, deren Erfüllung zu einer unglaublichen Vergewaltigung der grossen Majorität der Bewohner des Nationalstaates führen würde. Tatsachen mögen dies einmal anschaulich machen.

In Irland gibt es, wie wir sahen, nach dem Zensus von 1901 nur 20000 einseitig Irisch Redende neben 3815586 einseitig Englisch Redenden, während 620189 noch Irisch und Englisch verstehen; von den letzteren aber versteht sicher die Hälfte wenn nicht $^2/_3$ besser Englisch als Irisch und dasjenige Drittel von 620169, das besser Irisch als Englisch kann, besteht, ebenso wie die 20000 einsprachig-keltischen Iren, wesentlich wenn nicht ausschliesslich aus Analphabeten. Bei diesem Zustand der Dinge fordern irische ‚Patrioten', dass irische Sprache und engliche Sprache in Irland gleichberechtigt sein sollen, dass die ganze Verwaltung so eingerichtet sein solle, dass jeder Junge auf der ‚grünen' Insel, der einige neuirische Redensarten sich angequält hat, an jedem Ort der Insel Gelegenheit habe, in der ‚national tongue' verstanden zu werden, während er doch von den nur Irisch redenden Analphabeten wahrscheinlich nicht würde mit seinem Dubliner Irisch verstanden werden. Bei einigem Humor könnte die Regierung in London die Gegenforderung aufstellen: 1. dass kein irischer Homeruleabgeordneter im Londoner Parlament Englisch reden dürfe — im verflossenen Parlament konnte nur einer von 83 etwas Irisch —; 2. dass niemand in Irland katholischer Bischof werden könne, der nicht fliessend Irisch spricht, wobei Kenntnis im Lesen und Schreiben als Nebensache gelten könne; dass an politisches Homerule nicht zu denken sei, bis nicht alle, die sich dafür interessieren und nach ihm rufen, so gut Irisch reden können, wie jetzt Englisch, damit in dem neuen Parlament in Dublin die ‚national tongue' neben der fremden wirklich Gleichberechtigung geniesst. Am gründlichsten könnte aber die englische Regierung die Schreier abführen, wenn sie auf mehrere Jahre in Irland nur solche Beamte im Staats- und Gemeindedienst zuliesse, die imstande und verpflichtet wären,

jedem, der sich nicht als ‚foreigner‘ (Engländer usw.) ausweist, nur in der sogenannten ‚national tongue‘ — was nicht etwa ‚Englisch‘ ist, wie ein Harmloser nach der Bezeichnung annehmen möchte, sondern Keltisch-irisch — zu bedienen; dies Experiment kann aber selbst der ‚reichste Staat der Welt‘, wie der augenblickliche englische Handels- und Sprechminister Lloyd George das Vereinigte Königreich zu umschreiben liebt, sich nicht leisten, da es in der ganzen Welt dazu nicht genug Iren gibt, sofern man ausser fliessendem Irischsprechen auch noch Irischlesen und gute Kenntnis in der Kunst, Irisch zu schreiben, von ihnen verlangt. Wer will es vernünftigen Engländern verdenken, dass sie befürchten, den edlen spanischen Ritter noch im Grabe zu beleidigen, wenn sie derartige Forderungen von Führern der sprachlich-nationalen Bewegung in Irland Donquichotterie nennten.

Ein etwas weniger starkes, für unsere Verhältnisse aber lehrreiches Beispiel liefert Wales. Cardiff, einer der wichtigsten Häfen Englands in der südwelschen Grafschaft Glamorgan, gilt seit einiger Zeit als Hauptstadt von Wales, namentlich liebt ein Teil seiner Bewohner diese Benennung. Sie hat weder tatsächliche noch historische Begründung. Wales ist ja heute keine Verwaltungseinheit, wie etwa Schlesien in Preussen, sondern besteht aus 13 Grafschaften (Kreisen), die direkt unter der Zentralregierung stehen; nur von der Grafschaft Glamorgan ist Cardiff Hauptstadt. Auch in der Zeit seiner Unabhängigkeit war Wales immer nur eine negative Einheit, insofern es die Gesamtheit der von Angelsachsen unabhängigen kymrischen Stämme westlich des vom Mercierherrscher Offa im 8. Jahrhundert gezogenen Walls und Grabens von der Dee- bis zur Wyemündung bezeichnete. Wie heutigentags in Wales sich — schliesst man Anglikaner und Katholiken ein — 9 christliche Sekten der Religion wegen fortwährend in den Haaren liegen, so lagen sich die Stämme in der Zeit der welschen Unabhängigkeit des Vaterlandes wegen in den Haaren, sofern nicht Sachsen, Angeln und später Anglonormanen sie störten und ablenkten. Eine Hauptstadt von Wales, etwa wie London seit Alfred dem Grossen die Hauptstadt von England ist, hat es nie gegeben; für das im 12.—13. Jahr-

hundert schon sehr zusammengeschmolzene unabhängige Wales kann höchstens Aberffraw auf Angelsey in Betracht kommen, Cardiff nie. Die heutige Stadt, die jetzt um 200 000 Einwohner zählt, hatte nach dem Topographical Dictionary von Lewis im Jahre 1850 im ganzen 6187 Einwohner, ist also innerhalb der letzten 50 Jahre durch das Zusammenströmen von Menschen aus allen Teilen des Vereinigten Königreichs, namentlich auch aus Irland, zu dem geworden, was es ist. Dem entsprechen auch die sprachlichen Verhältnisse: im Jahre 1891, als die Stadt Cardiff selbst 128 849 Einwohner hatte, kamen auf den 173 796 Seelen umfassenden Zählbezirk — also Cardiff und Umgegend — 147 928 nur Englisch redende Personen, 3353 gaben fremde Sprachen als Muttersprache an und 22 515 Kymrisch und Englisch; es standen also 86 % nur Englisch gegenüber 14 % Englisch und Kymrisch im Zählbezirk, in der eigentlichen Stadt wird das Verhältnis für ‚Kymrisch' noch ungünstiger gewesen sein. Das ist auch der Eindruck bei kürzerem oder längerem Aufenthalt in Cardiff; in Cardiff sowohl wie in Dublin kommt der, der kein Englisch versteht, mit Französisch jedenfalls weiter als mit Kymrisch an dem einen und Irisch an dem anderen Orte.

Gleichwohl, Cardiff ist in der Einbildung kymrischer — meist Englisch redender — Patrioten, die in der Stadt wohnen, die Hauptstadt von Wales, und sie hoffen, dass, wie steter Tropfen den Stein höhlt, noch viele kommende liberal-radikale Regierungen Grossbritanniens England mürbe und Wales zu dem machen werden, was die Kymren in der ganzen Zeit ihrer Unabhängigkeit aus sich nicht konnten und auch heute nur unter englischer Aufsicht sein können: eine politische Einheit, deren Hauptstadt dann nur Cardiff sein kann. Da nun dieselben kymrischen Patrioten in Cardiff — unter ihnen befindet sich ein früherer Lord Mayor — als selbstverständlich annehmen, dass in der geträumten fernen oder näheren Zukunft Wales ein vorwiegend Kymrisch redendes Land sein wird — was es bekanntlich heute nicht mehr ist, da 1891 dem 45 % Englisch zwar 55 % Kymrisch gegenüberstanden, die aber in der erdrückenden Mehrheit auch Englisch verstanden —, so glauben sie schon jetzt Vorbereitungen

treffen zu müssen, dass, wenn späterhin Taffy aus Sir Aberteifi (Cardiganshire) und Mon (Anglesey) nach seiner Hauptstadt kommt, er auch Leute trifft, die Kymrisch verstehen. Deshalb begann 1897 eine Agitation, die, unter Ausnutzung eines durch die liberal-radikale Regierung Gladstone's 1893 Wales gewährten Zusatzes zu dem auch für Wales geltenden englischen Unterrichtsgesetze von 1870, ‚Kymrisch' als Unterrichts g e g e n s t a n d in den Elementarschulen der zukünftigen Hauptstadt des zukünftigen Wales einführen möchte, also als o b l i g a t o r i s c h e Fremdsprache. Ein im November 1897 gefasster papierner Beschluss kam natürlich nicht zur Ausführung: von viel stärkeren Gründen abgesehen, weil zur Ausführung vorläufig die Lehrer sowohl wie die passenden Bücher fehlten. Im verflossenen Sommer wurde der papierene Beschluss von 1897 wieder von einigen Personen ausgegraben: begreiflich, ist doch seit Anfang des Jahres wieder ein auf Wohlwollen und Unterstützung der Kelten des Vereinigten Königreichs angewiesenes liberal-radikales Kabinet am Ruder. Die hochgehende Agitation in Presse und Versammlungen hat einige humorvolle Engländer zu der Drohung veranlasst, sie würden, wenn ihre Kinder gezwungen würden, Kymrisch in den Elementarschulen von Cardiff zu lernen, durch ganz England einen Bund zum Schutze der englischen Sprache in der sogenannten Hauptstadt von Wales gründen; dabei machten sie den praktischen Vorschlag, man solle, um bilingue Bedürfnisse zu befriedigen, Französisch einführen.

Machen wir einmal die Nutzanwendung auf unsere Verhältnisse. Schlesien ist nicht bloss jetzt, sondern schon lange eine Verwaltungseinheit; Schlesien war einmal ganz slavisch; Schlesien hat noch heute, wenn auch nicht verhältnismässig so doch für sich mehr Bewohner, die Slavisch (Polackisch, Tschechisch) sprechen als in Wales Kymrisch; Breslau ist die Hauptstadt von Schlesien schon lange, und es gibt unter seinen Bewohnern ganz gewiss so viele, die Slavisch (Polackisch, Tschechisch) verstehen wie in Cardiff Kymrisch neben Englisch sprechen. Nun nehme man den Schulstreik in Posen: vor einem Jahr streikten die Gefangenen in Russland durch fortgesetztes Fasten, um ihnen genehme Bedingungen zu erzwingen; die Hindus machten im Anfange

des 19. Jahrhunderts der englischen Herrschaft viele Unbequemlichkeiten durch ihr Dhāranāsitzen, indem sie in Massen bei allen möglichen Gelegenheiten durch fortgesetztes bis zum Verhungern ausgedehntes Fasten vor Regierungsgebäuden und sonstwo ihre Wünsche durchsetzen wollten. Die Methoden der russischen Gefangenen und der Hindu zeugen von gewissem Heroismus, erfordern Opfer; der Schulstreik in Posen ist, wie jeder, der meine Ausführungen S. 20—59 über das Verhalten der katholischen Kirche in Irland und in der Bretagne gelesen hat, sieht, eine mit einem religiösen Mäntelchen umhängte ‚patriotische' Kinderei. Wenn die preussische Regierung diesen billigen Sport nicht mit vorläufig einem Jahre längeren Schulbesuches bei allen, die es angeht, ahndet, sondern etwa in schwächlicher Weise nachgibt, wer bürgt dafür, dass nicht in 10 bis 15 Jahren, wenn die grosspolnische Gemeinbürgschaft zwischen Polacken, Polen und Kassuben noch etwas mehr erstarkt ist, von der Ober-Oder bis zur Weichselmündung 120 000 Schulkinder streiken, um polnischen Unterricht in den Schulen Breslaus zu erzwingen. Michel möge nur nicht bequem die Mütze über die Ohren ziehen und rufen: Phantastereien. Die Beispiele, die diesen Vergleich auf unsere Verhältnisse veranlassten, sind nicht von einem Manne ausgeklügelt, der es liebt, unwahrscheinliche Möglichkeiten zu konstruieren und als Tatsachen in ein Land Utopia zu verlegen; nein, es handelt sich um Dinge, die sich am hellen lichten Tage in Irland und Wales das ganze Jahr — nicht bloss im Hochsommer oder zur Faschingszeit — abspielen und bei der Leute die Hand im Spiele haben, die über Kinderjahre und Jugendeseleien hinaus sind. Man wende auch nicht ein, der Slave (Pole) sei wohl fanatischer als der Kelte, aber er verliere nicht in dem Masse den Masstab für die Wirklichkeiten des Lebens und der Welt. Das ist eine arge Täuschung. Noch vor 30 Jahren würde ein Mann, der in Irland oder Wales Dinge als möglich und wahrscheinlich prophezeit hätte, wie sie jetzt bei einer gewissen Sorte von Patrioten in jenen Ländern getrieben uud erstrebt werden, in Irland und Wales selbst als ziemlich reif fürs Irrenhaus angesehen worden sein. In nationalen Bewegungen wie die unter unseren

polnisch redenden Mitbürgern in den Ostmarken kommt der Appetit mit dem Essen noch mehr als anderswo. Man wird, wenn man manches, was in Irland und Wales seit einigen Jahren geredet, geschrieben und z. T. versucht wird, näher betrachtet, an kleine Kinder erinnert, die auf dem Arme der Mutter ebenso harmlos nach dem aufgehenden Mond durch die Fensterscheibe greifen wie sie nach der ihnen vorgehaltenen Kinderklapper langen.

Es kann also in Deutschland von vornherein nicht scharf genug der Unterschied von Nationalstaat und Nationalitätenstaat betont werden, damit eine Anschauung in Deutschland in Fleisch und Blut übergehe, die in England und Frankreich Gemeingut der Engländer und Franzosen ist, nach der die Regierungen fast unbewusst konsequent handeln: Frankreich wenigstens, und England bis 1892, von wo an in letzterem liberal-radikale-Kabinette wider Willen und dem Erhaltungstrieb nachgebend öfters etwas schwanken. Wenn Schlesien, Posen, West- und Ostpreussen ein selbständiges Staatengebilde von Napoleons Gnaden wären, dann wäre naturgemäss die Stellung der beiden Volkselemente, des deutschen und des slavischen, innerhalb seiner Grenzen nicht viel anders wie die des germanisch-flämischen Elements zu dem romanisch-französischen in Belgien und die Folgerungen ergäben sich von selbst. Da aber die genannten Striche in der Vergangenheit nie zusammengehörten, seit 100 bis 300 Jahren mit Brandenburg-Preussen vereint sind und mit diesem einen Teil des Deutschen Reiches bilden, so können innerhalb der Grenzen Preussens und des Deutschen Reiches zwischen Deutsch und Polnisch nur dieselben Beziehungen obwalten wie zwischen Englisch und Kymrisch in England und zwischen Französisch und Bretonisch in Frankreich. Freilich sind wir in Deutschland, obwohl bei uns die Sonne noch etwas eher aufgeht als in Frankreich und England, noch lange nicht allgemein zu der für die genannten Länder selbstverständlichen, vernünftigen Auffassung der Sprachenfrage gekommen.

An die Nationalstaaten Frankreich und England müssen wir uns also wenden, um zu lernen: sie haben eine lange Erfahrung mit fremdem Volkstum innerhalb der Grenzen des Nationalstaates, da die Bretagne seit 1499 zu Frankreich und Wales seit 1284

— zuerst als erobertes Land und seit 1535 als Provinz — zu England gehört. Von diesen beiden Nationalstaaten kann aber Frankreich für uns nicht in allem massgebend sein für die sprachliche Behandlung des Polentums in unseren Ostmarken. Eine ausführliche Darlegung der Gründe würde hier zu weit führen, zumal die Anführung einiger Punkte wohl genügt. Frankreich, das nach Unterdrückung und Vertreibung der Hugenotten wieder ein ganz katholisches Land ist, gilt nnd ist die älteste — manchmal, wie augenblicklich, recht ungehorsame Tochter — der katholischen Kirche; Frankreich ist das Land, das in den Augen aller Phrasenhelden unentwegt an der Spitze der Zivilisation marschiert; Frankreich hat eine demokratisch-radikale Regierung. Alle drei Momente treffen für das Deutsche Reich nicht zu. Wie nun ein bürgerlicher Arbeitgeber nicht so sozial rückständig seine Arbeiter schinden und ausnutzen kann, wie die Sozialdemokratie als Arbeitgeber es gegenüber ihren Arbeitern tut, — siehe die Verhältnisse in der Vorwärtsdruckerei —, so kann auch das zu beträchtlichem Teil protestantische, in Phrasen etwas rückständige, monarchische Deutschland mit seinen katholischen, Polnisch redenden Untertanen in den Ostmarken in der Sprachenfrage nicht so umspringen, wie Fraukreich mit den katholischen, Bretonisch redenden Bewohnern der Niederbretagne. Wen dies näher interessiert, der lese meine Ausführungen in den Preuss. Jahrbüchern 99, 469—472 (s. auch oben S. 46) und die dort angeführten Schriften zur weiteren Belehrung. Also Frankreichs Verhalten in zweiter Hälfte des 19. Jahrhunderts gegenüber dem Bretonischen kann für die sprachliche Behandlung des Polentums in der Ostmark nicht vollständig massgebend sein, weil wir milder verfahren müssen.

Wenden wir uns also nach England. Hier haben wir zwei Vorbilder zur Auswahl: das Verhalten Englands im 19. Jahrhundert zur keltisch-irischen Sprache in Irland und andererseits zur keltisch-kymrischen Sprache in Wales. Das Verhalten zu Irland kann, wie jeder Kundige sieht, für uns auch nicht vollständig massgebend sein, wenn wir auch viel lernen können. Einmal hatte die katholische Kirche an der sprachlichen Anglisierung des katholischen, keltisch-irischen Elements in erheblichem

Umfang der um 1831 beginnenden englischen Schulpolitik vorgearbeitet und hat seitdem so energisch mitgearbeitet, wie wir es in den Ostmarken nicht erwarten können (s. S. 21—40). Sodann: wenn auch die Anglonormannen im 12. Jahrhundert Irland äusserlich eroberten und Cromwell sowie Wilhelm von Oranien es wirklich England unterwarfen, so ist formell doch Irland im 19. Jahrhundert ein durch Union (seit 1800) mit England verbundenes Staatswesen, was auch darin zum Ausdruck kommt, dass in der Unionsflagge (Union Jack) neben dem Kreuz von Sankt Georg das Irland repräsentierende Patrickskreuz sich befindet und im Wappen des Vereinigten Königreiches neben den goldenen Leoparden Englands im 1. und 4. Felde sich die goldene Harfe Irlands im dritten befindet. In praktischen Fragen stolpert ja England nie über solche staatsrechtliche Zwirnsfäden und hat auch tatsächlich in seiner in Irland seit 1834 betriebenen Schulpolitik keine Rücksicht darauf genommen: aber immerhin liegen die Verhältnisse zwischen England und seiner Westmark Irland in den beiden angeführten Punkten doch soweit anders wie zwischen Deutschland und seiner Ostmark, dass es geratener ist, das andere Vorbild, das uns England bietet, in erster Linie heranzuziehen. Wales ist faktisch und staatsrechtlich seit 1536 ein so integrierender Teil Englands wie York oder Lancaster oder Sussex; es liegt also hier fürs 19. Jahrhundert ganz dasselbe Verhältnis vor wie für einzelne Teile unserer Ostmarken zu anderen Teilen des preussischen Staates. Von der englischen Schulpolitik in Wales im 19. Jahrhundert müssen wir also lernen, was wir in der Ostmark zu tun und was wir zu unterlassen haben.

Ehe wir nun der Schulfrage näher treten, wird es lehrreich sein, vorerst einen Punkt kurz ins Auge zu fassen, der vor 5 oder 6 Jahren einen ähnlichen Lärm bei der Polnisch redenden Bevölkerung unserer Ostmark hervorrief wie jetzt der Schulstreik, ich meine nämlich die Frage der polnischen Adressen und besonders der polnischen Ortsbezeichnungen. Analoge Dinge und Bestrebungen spielten und spielen sich in England einschliesslich Wales ab, und es ist lehrreich zu sehen, in welcher einfachen Weise der praktische Engländer die Frage löst.

Wales, d. h. der Teil von England, der westlich einer Linie gezogen von der Deemündung im Norden (bei Chester) bis zur Wyemündung in die Severn liegt, hatte im Census von 1891 eine Bevölkerung von 1776405 Seelen, von denen rund 45% Engländer oder englische Monoglotten und 55% Kymren waren, die aber infolge der englischen Schulpolitik in weitem Umfang Englisch mehr oder weniger redeten und verstanden. Auch insofern liegen die Verhältnisse ähnlich wie in unserer Ostmark — wenn man für „Englisch" einsetzt „Deutsch" und für „Kymrisch" entsprechend „Polnisch" — dass in einzelnen Grafschaften (=Kreisen) wie Monmouth, Pembrokshire, Radnorshire das Englische bis zu 90% vorwiegt, in anderen wie Cardiganshire und Anglesey eben so sehr das Kymrische und dazwischen welche liegen, die alle Stufen der Mischung zeigen. Die Kymren, von den Engländern Welsche genannt, sind die Nachkommen der keltischen Briten, die vor der Ankunft der Angeln und Sachsen ganz Grossbritannien bis zu einer Linie Glasgow-Edinburgh bewohnten; die heutige kymrische Sprache ist so die ununterbrochene Fortsetzung des im 5. Jahrhundert geredeten keltischen Britisch, wie das heutige Englisch die ununterbrochene Fortsetzung der von den erobernden Angeln und Sachsen geredeten germanischen Sprache. Es sind also im heutigen Kymrisch die Namen Efrog und Caer so naturwüchsig aus Eburăcum und Castra (legionis) des 4./5. Jahrhunderts entstanden, wie englisch York und Chester. Ähnlich liegen im Kymrischen und Englischen eine ganze Reihe von Bezeichnungen für Ortschaften des eigentlichen England nebeneinander. Eine zweite Gruppe von Doubletten findet sich in den Grenzgebieten, östlich und westlich der oben angegebenen Linie, und an Punkten von Wales, wo im späteren Mittelalter starke englische Ansiedlungen stattfanden: so östlich der Grenzlinie z. B. kymrisch Penngwern oder Amwythig für englisch Shrewsbury, westlich kymrisch Trallwm (Trallwng) für englisch Welshpool, kymrisch Treffynnon für englisch Holywell, kymrisch Caer Gybi für englisch Holyhead, kymrisch Abertawe für englisch Swansea. Eine dritte Gruppe von Doubletten entstand, dass die englischen Kolonisten in Wales kymrische Namen in der Aussprache entstellten oder

volksetymologisch umbildeten: so ward aus dem kymrischen Ortsnamen Abérmaw („Mündung der Maw" wie „Neckargemünd"), der fast wie Bérmaw wegen des Akzentes in fremdes Ohr fällt, von den Engländern, die wohl etwas von der Bedeutung (Mund, Mündung des Maw) hörten, gemacht Barmouth, wie der Ort offiziell jetzt heisst; ähnlich liegen kymrisch Henffordd, Caerdydd, Caerfyrddin, Llanbedr, Penfro und englisch Hereford, Cardiff, Carmarthen, Lampeter, Pembroke und andere nebeneinander. Dazu kommt noch eine vierte Gruppe von Doubletten: nachdem die keltischen Briten nicht nur in die Berge von Wales zurückgedrängt waren, sondern auch nach heldenmütigem Widerstand hier (A. 1284) das Joch des verhassten Sachsen *(Sais)* auf sich nehmen mussten, da flüchteten sie in das Reich der Phantasie, und in Erinnerung, dass einst das ganze Britannien ihren Vorfahren gehört hatte, belegten sie alle Städte, die englischer Fleiss geschaffen oder gross gemacht, mit kymrischen Phantasienamen, teils übersetzend oder an mittelalterliche Fabeleien anknüpfend; so entstanden z. B. kymrisch Llynlleifiad, Manceinion, Caer Lludd für Liverpool, Manchester, Lóndon. Nimmt man alles zusammen, so sieht man, dass das heutige Neukymrische eine fast vollständige Nomenklatur für alle wichtigen Städte- und Ortsnamen von England und Wales hat: die englisch-kymrischen und kymrisch-englischen Wörterbücher verzeichnen sie in Anhängen; in Büchern, Zeitschriften und den Zeitungen in kymrischer Sprache werden die kymrischen Namen so gut wie ausschliesslich gebraucht. Es ist leicht begreiflich, dass bei dem Übergang der sprachlich religiösen Bewegung in eine sprachlich literarische und dann sprachlich nationale, wie ich sie Preuss. Jahrbücher XCII, 426—494 geschildert habe, in Wales sowohl als von Kymren, die ausserhalb Wales in England leben, der Versuch gemacht wurde, die kymrischen Namen auf Briefadressen zu verwenden, also dem Kymrischen im Postverkehr damit gewissermassen eine Art Gleichberechtigung mit dem Englischen zu erzwingen. Welches ist die Antwort der englischen Postverwaltung? Ich will zuerst ein Beispiel aus allerneuester Zeit vorlegen und dann einige Bemerkungen anknüpfen.

Im letzten Herbste schickte ein Kymre aus Glamorgan (d. h. einer Grafschaft oder Kreis in Südwales) einen Brief ab mit folgender englischen Adresse:

„Rev. xx, — Minister
Trelettert, Pemb.“

Auf dem Briefe stand natürlich nach Rev. der richtige Name, vor ‚Minister‘ die Kirchengemeinschaft, bei der der betreffende Herr ‚Pfarrer‘ (Minister) war, wobei zu bemerken ist, dass es sich um einen Adressaten handelt, der in Südwales eine ziemlich bekannte Persönlichkeit ist. Das ‚Pemb.‘ auf der Adresse ist eine in England geläufige Abkürzung für Pembroke, und kann sowohl die bekannte südwelsche Stadt Pembroke als auch den nach ihr benannten Kreis (Pembrokeshire) bezeichnen. Pembroke ist eine wesentlich englische Stadt von 15000 Einwohnern, mit einem der grössten Seearsenale Englands; der Kreis Pembroke, der mit Einschluss der Stadt 89000 Einwohner zählt, hat neben fast rein englischen Strichen solche, wo Englisch und Kymrisch stark gemischt sind. Wie es nun englische Eigenart ist, bei Ortsnamen, die nach einer Person benannt werden, *town* (*ton*) dem Personennamen (meist im Genitiv) anzuhängen (Bismarckstown oder Bismarckston), so setzt man im Kymrischen nach der Eigenart dieser Sprache das Wort *tre* (*trev*), was dieselbe Bedeutung wie englisch *town* hat, dem Personennamen vor (Trebismarck). In gemischtsprachigen Bezirken von Wales kann man bei Orten aus jüngerer Zeit beide Namensformen hören; so ist auch das in obiger Adresse stehende Trelettert die kymrische Bezeichnung für Letterston der Engländer im Kreise Pembroke. Es ist also dasselbe Verhältnis, als wenn an der deutsch-französischen Sprachgrenze auf deutschem Gebiet die Deutschen einen Ort ‚Josephstadt‘ nennen würden, der in der Unterhaltung ihrer französisch redenden Mitbürger ‚Ville de Joseph‘ hiesse. Man kann sich also die oben gegebene Adresse und die Umstände so dem Verständnis nahebringen: ein Herr aus der Kolmarer Gegend schicke einen Brief an den katholischen Geistlichen von Josephstadt bei Metz unter der Adresse ab: ‚Hochehrwürden x. x., katholischer Pfarrer, Ville de Joseph, Metz‘.

Was war nun das Schicksal des aus Kreis Glamorgan in Südwales nach Kreis Pembroke in Südwales — die nur durch Kreis Carmarthen getrennt sind — unter der oben gegebenen englischen Adresse abgeschickten Briefes? Er kam nach einiger Zeit wieder in die Hände des Absenders zurück, der durch Öffnen des Briefes in Pembroke festgestellt war, und trug die offizielle Bemerkung ‚not known in Pembroke‘. Da der Brief für den Adressaten wichtige Mitteilungen enthielt, wandte sich der Absender beschwerdeführend an den Generalpostdirektor nach London. Von dort kam nach einiger Zeit die Erklärung, dass der Brief nach ‚Pembroke Post Office‘ gegangen sei, „where it was not known to any of the staff that Trelettert was the Welsh name tor Letterston‘, wozu zu bemerken ist, dass Trelettert oder Letterston im Kreis Pembroke gar nicht etwa ein kleines Dorf mit wenigen Häusern ist. Das offizielle Antwortschreiben schloss mit der Bemerkung: ‘Had the letter been addressed to Letterston S. O. Pembrokeshire, in accordance with the Post Office Guide, it would no doubt have been delivered in due time‘ (s. Y Kelt, 17. Nov. 1906, S. 4, Spalte 3, wo die Sache unter der Überschrift *Anwybodaeth ym Mhenfro* ‚Unwissenheit in Pembroke‘ behandelt ist). Also man richte sich ein andermal darnach.

Die englische Postverwaltung hält sich für zu gut, sich von Hinz und Kunz zum Besten halten zu lassen. Es gibt ein offizielles Ortsnamenverzeichnis für England, das sowohl für Ortsnamen in Wales wie in York, Lancaster oder Sussex massgebend ist. Trägt in stark kymrischen Distrikten ein Ort einen kymrischen Namen offiziell, dann steht er in diesem Verzeichnis, und jeder Brief kommt ‚in due time‘ an, mag der Name auch für den Engländer noch so zungebrechend sein, wie Llanfairfechan (‚Klein - Marienkirche‘), Llanfairpwllgwyngyll (‚Marienkirche im Weissbasel-loch‘) oder Llanerchymedd (‚Rodung im Meth‘). Schreibt aber ein patriotischer Welschman nach Manceinion, Llynlleifiad, Caer Lludd, Caer Efroc statt nach Manchester, Liverpool, London, York, dann kann er sicher sein, dass der Brief nicht ankommt: Kann man den Absender ermitteln, geht der Brief zurück, sonst in den Papierkorb; einiges Glück will es manchmal — aber doch

selten —, dass ein innerhalb Wales aufgegebener und nach den innerhalb Wales gelegenen Orten wie Caer Gybi oder Abertawe oder Aberteifi statt nach Holyhead, Swansea oder Cardigan gerichteter Brief ankommt, wenn nämlich am Aufgabeort ein Beamter ist, der zufällig weiss, dass Caer Gybi etc. die kymrischen Namen für Holyhead etc. sind, und auf der Adresse dies zuschreibt. Ratsam für jeden, der ein Interesse hat, dass seine Briefe ‚in due time' ankommen, ist es sogar zu beachten, dass die grösste Stadt von Nordwales offiziell ‚Carnarvon' und nicht nach kymrischer Orthographie ‚Caernarfon' zu schreiben ist.

Um die Antwort des englischen Generalpostamtes richtig zu würdigen, muss man sich noch einen Punkt gegenwärtig halten. Seit Gladstone mit seiner Vorlage des politischen Homerule für Irland die alte historische liberale Partei zerschlug, und sich die Majorität der alten Whigs unter Hartingtons (jetzt Herzog von Devonshire) Führung sowie eine Minderheit der Radikalen unter Chamberlaines Führung mit den alten Tories zu der neuen englischen Nationalpartei vereinigten, seit der Zeit ist die neue liberale Partei des Vereinigten Königreichs ausserstande, aus sich in England und dem englischen Niederschottland eine liberale Majorität fürs Parlament zu gewinnen. Man ist auf die Kelten angewiesen: sowohl bei den allgemeinen Wahlen als im Parlament. In zahlreichen Wahlkreisen im eigentlichen England, namentlich in Industriebezirken in York, Lancaster, Cheshire und sonst, haben die dorthin seit 50 Jahren in Scharen einwandernden Kelten aus Irland und Wales, die sprachlich meist vollkommen verengländert sind, vielfach die Entscheidung mehr oder weniger in der Hand, wie es ja auch die Polen in unserem industriellen Westen anstreben. Im Parlament selbst nimmt die geschlossene Nationalpartei Irlands (83 Mann) gegen die Liberalen an der Regierung, unter Markierung des prinzipiellen Standpunkts, dieselbe wohlwollende Haltung ein wie z. B. die ‚Genossen' zur Zeit im Landtage des Grossherzogtums Hessen tun, und erweisen sich für Gefälligkeiten dankbar, indem sie auf neue Gefälligkeiten rechnen. Die Welschen bilden direkt ein Fähnlein der liberalen Regierungspartei und verkaufen ihre Unterstützung möglichst teuer. Die

Kelten verlernen jedoch bei kleinen Erfolgen rasch jedes Masshalten und verlieren jedes Gefühl für das zu erreichen Mögliche, so dass sich ihre Forderungen so steigern, dass auch eine liberale englische Partei nicht mehr mit kann. Es gilt allgemein in kundigen Kreisen Englands als Tatsache, dass der Premierminister der englischen liberal-radikalen Regierung im Jahre 1895, Lord Rosebery, eine zufällige Schlappe im Parlament, die sich am folgenden Tage leicht hätte ausbessern lassen, mit Vergnügen als äusseren Vorwand benutzte, die Regierungszügel aus der Hand zu lassen, weil er und ein Teil der Minister sich ausserstande fühlten, die sich immer steigernden Forderungen der keltischen Bundesgenossen aus Wales und der keltischen Gönner aus Irland zu erfüllen. Ebenso erklärt man sich in England vielfach das sonderbare Verhalten des liberalen Rosebery seit 1895 und bei den Neuwahlen 1906 damit, dass er keine Lust hat, Führer einer liberalen englischen Partei zu sein, die von der Kelten Gnade lebt; er hat in seinen Verhältnissen es nicht nötig, um jeden Preis an die Staatskrippe zu kommen.

Die liberal-radikale Regierung, die mit Beginn 1906 im Vereinigten Königreich ans Ruder kam, steht im Grunde nicht anders da als die liberal-radikale Regierung von Gladstone und Rosebery in den Jahren 1892—1895, wenn auch äusserlich die Majorität grösser ist. Dieselben Verpflichtungen bei den Wahlen 1906 gegen die Kelten wie 1892. Wiederum bilden 34 Abgeordnete aus Wales ein Fähnlein der liberalen Regierung. 1892 speiste man sie persönlich damit ab, dass man ihren Führer (Tom Ellis) zu einem ‚Einpeitscher‘ der liberalen Partei machte, ein gut dotiertes Amt; 1906 ist der Preis, den die liberale Regierung zu zahlen hatte, schon höher: die schöne österreichische Einrichtung des Landsmannministers kennt man in England noch nicht, man machte daher den Führer des welschen Fähnleins, Lloyd George, einen Rechtsanwalt in Carnarvon, zum Handelsminister des Weltreichs und zugleich zum Sprechminister der Regierung ausserhalb des Parlaments zu den Massen, wozu er als Kelte sich sehr gut eignet. Ferner nahm man in die liberale Regierung in etwas untergeordneter Stellung den kymrischen Abgeordneten H. Lewis;

zwei weitere kymrische Abgeordnete, Rechtsanwälte ihres Berufes, hat man im Laufe des Sommers mit gut dotierten Richterstellen in Nord- und Südwales bedacht (Roberts und Moss), einem kymrischen Zeitungsschreiber (Mr. Ellis Owen) vor kurzem eine einträgliche Stelle als ‚official receiver' in Merthyr verliehen. Alles das erfährt man aus kymrischen Zeitungen, in denen die keltischen Brüder wie Leute unter sich reden, und man erfährt auch, dass noch viel mehr Kymren auf fette Bissen warten. Viel Prophetengabe gehört nicht dazu, um zu sehen, dass eines Tages die liberale Regierung von 1906 analog enden wird, wie die liberale Regierung von 1892 im Jahre 1895 zu Ende kam, d. h. wenn über kurz oder lang nichts mehr an persönlichen Geschenken zu verteilen ist, werden von denen, die übergangen sind oder sich übergangen wähnen, die nationalen Forderungen der Kymren an England um so lauter betont werden; dann wird wie in der Periode von 1892—1895 die liberale Regierung Englands in nationalen Fragen gegenüber den Kelten — also gegenüber den kymrischen Freunden in Wales und den irischen Gönnern in Irland — so eine Richtung einschlagen, die von Ferne der preussischen Polenpolitik unter Caprivi vergleichbar ist. Mit den Scheinzugeständnissen und einigen Kleinigkeiten, über die auch eine radikale Regierung in England nicht hinausgehen kann, kommt man bald zu Ende und begrüsst eines Tages dankbar einen von anderer Seite in den Weg gewälzten Block. Schon jetzt werden in den kymrischen Zeitungen deutlich wieder nationale Forderungen gezeigt, von denen zwischen 1896 nnd 1906 nichts zu merken war. In dem Zusammenhang muss man das Antwortschreiben des englischen Postministers betrachten, also beachten, wie fest die feste Praxis Englands aufrecht erhalten wird sogar von einem Minister in einem Kabinett, das in Lloyd George einen kymrischen Landsmannminister besitzt.

Mit diesem auf gesundem Menschenverstand und festem nationalen Empfinden beruhenden Verhalten der englischen Post selbst unter einer liberalen, keltenfreundlichen Regierung vergleiche man das Vorgehen der deutschen Reichspost vor 5 und 6 Jahren, als allgemein die Meinung verbreitet war, dass die Ära Caprivi

in der Polenpolitik längst abgetan sei. Können wir von England lernen?

Welches ist nun die Hauptforderung, die nach dem Vorbild von Englands Vorgehen in Wales — wozu auch das Vorgehen in Irland seit 1834 und Frankreichs Vorgehen in der Bretagne im letzten halben Jahrhundert bis heute stimmt — für die Schulfrage in unserer Ostmark erhoben werden muss? Da in dem Nationalstaat Deutschland das Deutsche die Sprache des öffentlichen Lebens ist und sein soll, so ist in allen Schulen — gleichgültig ob auf dem Hunsrück, in der Eifel, in Friesland, in Holstein, in Hinterpommern, in Westpreussen, in Posen, in Oberschlesien — die Unterrichtssprache von unten bis oben Deutsch, in allen Fächern, auch in der Religion. Dies gilt wie ausdrücklich festgestellt werden muss, nicht nur für Wales, sondern auch für Irland und die Bretagne. In der Bretagne kommt Religion direkt nicht in Betracht, da ja in französischen öffentlichen Volksschulen ein eigentlicher Religionsunterricht nicht erteilt wird, sondern nur ein ihn vertretender Moralunterricht, der aber in der Bretagne ebenso in französischer Sprache erteilt wird wie in Paris. Nimmt man noch hinzu, dass in der Bretagne in den écoles libres, die unter Leitung katholischer Kongregationen stehen, in bretonischen Strichen nicht nur der gesamte Profanunterricht sondern auch oft der Katechismus freiwillig in französischer Sprache erteilt wurde und wird, (s. oben S. 49, 52), so haben wir die vollkommenste Parallele zu obiger Forderung in Irland, Wales und der Bretagne. In Irland hat man nach Begründung des Systems der National Schools (1831—34), die ja formell Simultanschulen, in der Praxis auf dem Lande und in den kleinen Städten aber konfessionelle Schulen sind, wo der Ortsgeistliche ausschlaggebend ist, — also bei Begründung dieses Schulsystems hat man ganz davon abgesehen, in den Anstalten (Seminaren), wo die Lehrer vorgebildet wurden, irgendeine Rücksicht auf die irische Sprache zu nehmen: sie war weder Unterrichtssprache noch Unterrichtsgegenstand. Heutigentags ist die Zahl der Elementarlehrer in Irland, die Irisch sprechen können — Patois — sicher kaum 10 % der Lehrer, die Zahl der Lehrer, die so Irisch lesen und schreiben können, wie

polnische Arbeiter Polnisch vielfach in unseren staatlichen Schulen lernen, sicher kaum 3 %. Vor 40—50 Jahren war natürlich die Zahl der irischen Lehrer, die Neuirisch als Patois redeten, grösser wie heute, aber kaum die Zahl derer, die ordentlich Irisch lesen und schreiben konnten. Von einem wirklichen Religionsunterricht in irischer Sprache durch solche Lehrer konnte also gar keine Rede sein, selbst wenn es gestattet gewesen wäre. Wie weit die katholischen Geistlichen selbst in der Lage waren, Religionsunterricht in irischer Sprache zu erteilen, das kann jeder nach dem was S. 21—27 ausgeführt ist, ermessen. Heutigentags hat unter dem Druck der nationalen Bewegung eine Anzahl von Elementarlehrern in Irland mit englischer Muttersprache und englischer Erziehung sich so viel Neuirisch angeeignet, wie bei uns ein Untersekundaner eines Gymnasiums Französisch kann, und auf Grund dieser Kenntnisse ein Zeugnis erworben, Irisch zu lehren, also so wie ein Obertertianer einem Sextaner oder Quintaner Latein beibringt. Dass selbst diese Leute irischen Religionsunterricht nicht erteilen könnten, selbst wenn es — was nicht der Fall ist — gestattet wäre, liegt auf der Hand. In Wales nehmen die der Lehrerausbildung gewidmeten Anstalten ebenfalls keine Rücksicht auf die kymrische Sprache; die Zahl der Elementarlehrer in Wales, die Kymrisch als Patois reden, ist gross und verhältnismässig gross auch die, die Kymrisch als Literatursprache mehr oder weniger beherrschen: immerhin trifft man in Wales, selbst in sprachlich stark kymrischen Gegenden, viele Elementarlehrer, die kein Kymrisch verstehen. Religionsunterricht wird aber nirgends in der Schule in kymrischer Sprache erteilt. — In der Bretagne verstehen von den Lehrern an öffentlichen Schulen nur sehr wenige etwas Bretonisch; es sind zu erheblichem Teil Nationalfranzosen, die unterrichten.

Also aller Unterricht von unten bis oben muss in den Schulen der Ostmark ebenso wie überall in Deutschland in deutscher Sprache erteilt werden. Darin muss man fest sein, aber solche Schikanen als Hilfsmittel verschmähen, wie sie in Irland von 1834 ab durch Jahrzehnte und in Wales bis gegen 1870 beliebt wurden (s. Preuss. Jahrb. XCIII S. 65/66) und in der Bretagne

heutigentags noch im Schwange sind (s. Preuss. Jahrbücher IC S. 470, 471). Wir wollen unsere Rückständigkeit gegenüber England und Frankreich wenigstens durch grössere Menschlichkeit gegenüber unseren polnischen Mitbürgern gut machen. Aus dem Grunde wird man auch dafür sein können, dass ein Recht, was Wales im Jahre 1893 als Zusatz zu der Education bill von 1870 erhalten hat, nämlich dass in den unteren Klassen in sprachlich kymrischen Bezirken Kymrisch als Hilfsmittel beim Unterricht zur Erlernung des Englischen Verwendung finden darf, sinngemäss in den Schulen der Ostmark Geltung habe. In der Bretagne ist Bretonisch bis heute noch vollständig in jeder Form von der Schule ausgeschlossen, ebenso war es mit dem Kymrischen in Wales bis 1893 und mit dem Irischen in Irland noch länger. Die eben genannte Vergünstigung wurde Wales 1893 von der — der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe — keltenfreundlichen liberalen Regierung Gladstones gewährt, ohne Schaden für die Sache, wie ich glaube. Man beachte wohl: das Polnische soll und darf auf keiner Stufe Unterrichtsgegenstand sein mit einer wenn auch noch so beschränkten Stundenzahl, sondern kann, soweit ein Lehrer es versteht, beim Eintritt des Kindes in die Schule so Hilfsmittel beim deutschen Unterricht sein, wie ein geschickter Lehrer auf dem Hunsrück, in der Eifel, in Westfalen, Friesland, Holstein, auf Rügen und in Hinterpommern die Volkssprache der Gegend, in der die Schule liegt, beim Unterricht des ersten und zweiten Schuljahres mit heranzieht. Also nicht Unterrichtsgegenstand, sondern im Anfang Unterrichtshilfsmittel, daher auch nicht die polnische Literatursprache, die polnische Kinder in Oberschlesien, Posen oder Westpreussen ebensowenig als Muttersprache in die Schule mitbringen wie deutsche Kinder in Westfalen, Friesland oder Pommern die deutsche Literatursprache. Es ist deshalb eine Berücksichtigung des Polnischen in den Seminaren gar nicht nötig; wird doch noch bis heute in den für Wales bestimmten Seminaren das Kymrische ebensowenig berücksichtigt wie vor 1893.

Jene Forderung, das Kymrische als Hilfsmittel beim Unterricht im Englischen im Anfang gebrauchen zu dürfen, ist in

Wales gar nicht von den Lehrern, oder nicht in erster Linie von ihnen ausgegangen, ist vielmehr nationaler Agitation entsprungen; bezeichnend ist daher auch, dass die Lehrer, trotz der nationalen Agitation, möglichst wenig von dem seit 1893 ihnen zustehenden Rechte Gebrauch machen. Diese in den kymrischen Zeitungen mit Vorwürfen gegen die Lehrer festgestellte Tatsache hat mich zuerst in Erstaunen gesetzt, bis eigene praktische Erfahrung mich aufklärte. Ich habe in nordwelschen Gebirgsdörfern und in kleinen ländlichen Orten in abgelegenen Tälern von Südwales Wochen und Monate gelebt, wo Kymrisch — d. h. die Volkssprache jener Gegenden — noch ziemlich allgemein Umgangssprache des Hauses ist; ich beherrsche die neukymrische Literatursprache in Schrift und Wort so ziemlich in dem Umfange, wie man eine fremde Sprache erlernen kann; gewohnt habe ich bei meinem ländlichen Aufenthalt in Wales mit Vorliebe bei Lehrern und hatte Gelegenheit, nicht einmal oder zweimal sondern wochenlang den Unterricht, und namentlich den Anfangsunterricht, bei Knaben und Mädchen zu beobachten, die von der Dorfstrasse in die Schule eintraten; ja, ich habe gelegentlich, unter Aufsicht des Lehrers und selbständig, in solcher einklassigen Landschule mit 60 Kindern von 6—14 Jahren mich bei den Kleinen im Unterricht versucht. Wenn dann so ein Kleiner englisch gander las, dessen Unterschied von goose ja das Bild der Fibel nicht schlagend klar machen konnte, und ich mit Literaturkymrisch — wo man gwydd ‚Gans‘ und ceiliogwydd ‚Hahn-Gans‘ unterscheidet, wie wir ‚Gans‘ und ‚Gänserich‘ sagen — ceiliogwydd ihm nachhelfen wollte, sass der Kleine so unbeweglich, als ob ich ihm ein Sanskritwort zur Erklärung gesagt hätte, bis der neben mir stehende Lehrer ihm ‚clagus‘ zuflüsterte, wie in dem betreffenden Dialekt ceiliogwydd gesprochen wird; ebenso ging es mir, als ich für englisch window mit literaturkymrisch ffenestr nachhelfen wollte, ohne Eindruck zu machen, bis ich mich erinnerte, dass man es dort ffanast spricht. Kurz, mir wurde aus Hinhören und eigener Erfahrung bald klar, warum die Lehrer in Wales verhältnismässig so wenig vom Kymrischen beim Unterricht im Englischen Gebrauch machen. Verwendung von Literaturkymrisch

beim Unterricht im Englischen setzt in der erdrückenden Mehrzahl der Fälle voraus Unterricht des mit Patois in die Schule tretenden Kindes in der kymrischen Literatursprache; dazu hat der Lehrer kein Recht und keine Zeit und deshalb lässt er das Kymrische beiseite, soweit er nicht den Dialekt der Kleinen kennt.

Für die Verhältnisse z. B. in Westpreussen würde also Verwendung der polnischen Literatursprache als Hilfsmittel zur Erlernung des Deutschen voraussetzen, dass die Kinder zuerst durch besonderen Unterricht ihren von polnischer Literatursprache soweit wie Plattdeutsch von Hochdeutsch abweichenden kassubischen Dialekt zur Literatursprache entwickelten; dazu sind aber die deutschen Schulen nicht da. Also polnisches Patois in Westpreussen, Posen, Oberschlesien könnte beim ersten Unterricht in den Schulen der betreffenden Gegenden in demselben Umfang angewendet werden wie Plattdeutsch oder Friesisch; die polnische Literatursprache hat in einer Schule in Deutschland weder als Unterrichtsgegenstand noch als Unterrichtsmittel eine Stelle; Deutsch soll in der Schule gelernt werden.

Die möglichste Ausschaltung des Polnischen aus unseren Schulen in der Ostmark, also die Ausschaltung der ‚Muttersprache‘ — was nur der englischen Praxis in Wales und Irland, sowie der französischen Schulpolitik in der Bretagne entspricht — wird manchem guten Deutschen gegen den Strich gehen. Ganz gewiss in der Mehrzahl der Fälle aus Mangel an Nachdenken darüber, was ‚Muttersprache‘ bei einem Kind von 6 Jahren heisst im Verhältnis zu ‚Muttersprache‘ bei einem Erwachsenen, der Lesen und Schreiben und Denken in der Schule gelernt hat. Bleiben wir einmal in deutschen Verhältnissen, bei Kindern vom Lande und in kleinen Städten aus Bauern-, Handwerker- und Arbeiterfamilien. Was heisst bei einem 6jährigen Kinde aus solchen Verhältnissen ‚Muttersprache‘? Eine Anzahl von Wörtern für konkrete Dinge, die ein solches Kind sieht, eine Anzahl von Wörtern für Tätigkeitsbegriffe, einige abstrakte Wörter, bei denen es sich noch nichts Rechtes denken kann, einige Präpositionen, Pronomina und die Konjunktion ‚und‘: häufig im ganzen nur ein Vokabular

von 500—600 Wörtern; einen hypotaktischen Satz hat ein solches Kind vielleicht noch nie gebildet, überhaupt selten noch in grammatisch richtigen Sätzen geredet. Damit nicht genug. Ein Kind in Vorpommern hat oft den Vogel mit den langen Beinen gesehen und ihm ‚Adebar‘, ‚Adebar‘ nachgerufen: es kommt in die Schule, sieht denselben Vogel im Bilde und erfährt aus dem Munde des gestrengen Lehrers, dass es ein ‚Storch‘ ist. Oder: jeder Knabe und jedes Mädchen auf dem Hunsrück und an der Mosel in ländlichen Verhältnissen hat das stolze vierbeinige Tier gesehen, das in der Herde vorbeizieht und nennt es ‚Molles‘ wie jedermann; dann kommen sie zur Schule und erfahren im Laufe des ersten Schuljahres, dass es sich um einen ‚Stier‘ handelt; aus Verzagtheit und Heimweh fängt eine Kleine in den ersten Schultagen an zu weinen: ‚weine nicht‘, sagt freundlich der Lehrer, und das Kind ahnt wohl aus der freundlichen Stimme, was er meint, ist sich aber nicht sicher, da die liebe Mutter immer sagte: ‚kresch doch nit so‘. Hierzu nehme man noch, wie viele Wörter in dem Vokabelschatz des Kindes selbst in Volksmundarten, die gar nicht weit vom Hochdeutschen abstehen, so ganz anders lauten (hâfel = handvoll, mufel = mundvoll), wie viele Wörter anders lauten und andere Bedeutung haben (hule = ‚holen‘ aber in Bedeutung ‚stehlen‘). Nun gehe man einmal in ganz plattdeutsche Gebiete oder nach Friesland und beantworte sich ernstlich die Frage, was hat die ‚Muttersprache‘ eines Kleinen von 6 Jahren, der zum ersten Male zur Schule kommt, so viel gemein mit dem, was der erwachsene gebildete Deutsche ‚Muttersprache‘ nennt? Es gibt doch wohl manchen Gebildeten in Deutschland, dessen gute alte Mutter die Sprache nur mangelhaft redet und versteht, die von den Enkeln als ‚Muttersprache‘ bezeichnet wird. Aber weiter.

Ist man sich dessen allgemein bewusst, dass vor 100 Jahren Ludwig Theobul Kosegarten noch in Altenkirchen auf Rügen Plattdeutsch predigte, weil seine Bauern in grosser Zahl einer hochdeutschen Predigt nicht folgen konnten? Ist man sich dessen bewusst, dass noch heutigentags in Niederdeutschland manche älteren Leute, Männer und Frauen, vom Lande, die vor 50 Jahren mangelhaften Schulunterricht hatten, ungern vor Gericht gehen,

weil sie mit ihrer ‚Muttersprache' dort oft nicht weiter kommen und keinen Dolmetscher bekommen, während so einem Querkopf von jungen Polen, der ganz leidlich Deutsch in der Schule gelernt hat und kann, wenn er will, ein Dolmetscher gestellt wird? Ist man sich in gebildeten Kreisen, wo Hochdeutsch als selbstverständlich gilt, immer bewusst, welche Opfer man seit der Einführung der allgemeinen Schulpflicht mit der hochdeutschen Volksschule durch ganz Deutschland dem niederdeutsch-friesischen Volkstum auferlegt hat? Es sind Opfer, wie sie in England und Frankreich ähnlich gefordert und gebracht werden im Interesse eines einheitlichen Volkstums, aber es sind schwere Opfer, die wir Gliedern des eigenen Volkstums auferlegt haben. Welch ein Recht haben die in unsern Ostmarken wohnenden Mitbürger polnischer Zunge, besser behandelt zu werden als Friesen und Niederdeutsche? Es liegt mir nichts ferner als die Behauptung, dass die Verhältnisse kleiner Kinder polnischer Zunge zur hochdeutschen Schule den Verhältnissen der Kinder gleichen Alters mit plattdeutscher oder friesischer Muttersprache vollkommen gleich wären. Eine solche Behauptung wäre töricht; aber das ist sicher, dass, wenn man das Talent der Slaven zur Erlernung fremder Sprachen mit in Betracht zieht, die Schwierigkeit des polnischen Kindes, das Hochdeutsche in reindeutscher Schule zu erlernen, nicht viel grösser ist als bei Kindern mit friesischer oder plattdeutscher Muttersprache; auch die letzteren hören ausserhalb der Schule jahrelang oft nicht mehr Hochdeutsch als polnische Kinder in der Ostmark.

Nach den Vorbildern also, die uns Frankreich und England liefern, muss das Ziel der Schule in den Ostmarken sein, allen Kindern, mögen sie von Deutsch oder Polnisch redenden Eltern abstammen, ordentliches Hochdeutsch beizubringen und ihnen allen Bildungsstoff für Kopf und Herz in deutscher Sprache zuzuführen. Dazu gehört aber in erster Linie, dass auch der Religionsunterricht der Schule in deutscher Sprache erteilt wird. Tut man dies nicht, dann ist man gezwungen, die polnische Literatursprache vorher im Unterricht zu lehren. Das ist ja der letzte Grund, warum jetzt das Geschrei wegen des Religionsunterrichts in polnischer Sprache erhoben wird; nur harm-

lose Kinderseelen, die ja in Deutschland zahlreich sind, können sich über den wahren Grund des Geschreies und des Schulstreikes einer Täuschung hingeben. Darum muss die Regierung in dem Punkte fest bleiben: sie fordert nichts, was nicht in Irland und Wales als selbstverständlich gilt. Ich werde im Verlauf noch zeigen, dass man in allerneuester Zeit, seit in England wieder eine von Kelten abhängige liberal-radikale Regierung am Ruder ist, in Wales — in vorläufig sehr schüchterner Weise — den Wunsch nach Religionsunterricht in der Volksschule in kymrischer Sprache erhebt und zwar in der Absicht, um durch diese Hintertür, die kymrische Literatursprache wirksam in die Schule einzuführen. Friesisch und Niederdeutsch waren jahrhundertelang Literatursprachen, ehe ein Mensch in Polen überhaupt daran dachte, Polnisch zu schreiben; Friesisch und Niederdeutsch wurden und werden durch die hochdeutsche Schule erdrückt, kein Mensch fordert friesischen Religionsunterricht im Saterland und niederdeutschen Religionsunterricht auf Rügen in den Schulen. Fahren wir fort den Polen zu gewähren, was wir friesischem und niederdeutschem Volkstum versagen; lehren wir die polnische Literatursprache in deutschen Schulen, d. h. geben wir die polnische Literatursprache den Kindern, die in die Schule kommen mit masurischem, kaschubischem, eigentlich polnischem und polakischem Patois (in Oberschlesien), die unter sich und der polnischen Literatursprache mindestens eben so fern, z. T. ferner stehen wie bayerische, schwäbische, fränkische Mundart an Mosel und Main der hochdeutschen Schriftsprache; schulen wir ferner das Denken der Kinder in polnischer Sprache und geben ihnen den religiösen Bildungsstoff in polnischer Literatursprache: tun wir dies alles, dann ziehen wir uns in deutschen Schulen künstlich die des Wortes und der Schrift mächtigen polnischen Agitatoren gross. Prinzipiell gibt es zwei mögliche Wege, die das Deutschtum in den Ostmarken in der Schulfrage einschlagen könnte: man könnte die Polen vollständig vom Schulbesuch entbinden und als Analphabeten aufwachsen lassen, wie es ja das polnische Reich getan hat, nachdem schon längst Preussens König Friedrich Wilhelm I. für Elementarschulen und für Elementarlehrer durch Gründung von

Lehrerseminaren gesorgt hatte; oder man muss der polnischen Jugend deutsche Bildung durch deutsche Sprache zuführen. Ersteren Weg kann Deutschland als Kulturstaat nicht gehen; dann bleibt nur der zweite uns durch die Kulturstaaten Frankreich und England gewiesene. Schlagen wir einen Mittelweg ein, wie es vielfach leider geschehen ist, dann arbeitet unsere Schule nur für das Grosspolentum, schädigt das Deutschtum, und wir werden mit Recht von Franzosen und Engländern als rückständige Nation ausgelacht. Polnische Sprache existiert in unseren Ostmarken in 4 stark voneinander abweichenden Volksmundarten, die aber alle für die deutsche Schule nur Patois sind wie Friesisch im Saterland und Niederdeutsch in Niederdeutschland, oder, um ein noch näher liegendes Beispiel zu wählen, wie Wendisch in dem Spreewald.

Nehmen wir diese Stellung gegenüber der polnischen Sprache in den Ostmarken nach dem Vorbild Englands und Frankreichs ein, dann ist notwendiges Correlat, dass wir uns um die polnische Sprache überhaupt nicht kümmern, also auch den Versuchen polnischer Eltern, ihren Kindern Privatunterricht in polnischer Sprache erteilen zu lassen, kein Hindernis in den Weg legen. Damit wird aber die Tätigkeit der Schule gehemmt, ja fast illusorisch gemacht! wird mancher ausrufen. Wohl etwas gehemmt, aber nicht viel, wenn die Schule fest an ihrem Ziel hält. Gewiss wäre es ja leichter, wenn die katholische Kirche in den Ostmarken so freiwillig der deutschen Schule Beistand leistete wie in Irland der englischen und in der Bretagne der französischen; da dies aber nicht zu erwarten ist, müssen wir uns trösten, dass es auch so geht, nur etwas langsamer, wie Wales ganz klar zeigt.

Wales ist ein fast ganz protestantisches Ländchen, viel protestantischer als Irland katholisch ist. Die protestantische Staatskirche Englands ist formell auch Staatskirche in Wales; tatsächlich gehört die grosse Mehrzahl der Kymren, soweit sie nicht kirchlich indifferent sind, protestantischen Sekten an, die ausserhalb der Staatskirche stehen: Wesleyaner, kalvinistische Methodisten, Independenten, Baptisten verschiedener Art, Unitarier,

Quäker. In manchem Kirchspiel befinden sich, neben dem Gotteshaus der Staatskirche, im Hauptdorf und den kleineren Ortschaften 8—10 Gotteshäuser für die verschiedenen Sekten, *capel* (Kapelle) in Nordwales *ty cwrdd* (Versammlungshaus) in Südwales genannt; es sind schmucklose Gebäude ohne Kirchturm, im Innern ganz nach den Bedürfnissen des protestantischen Gottesdienstes eingerichtet. In kleinen Landstädtchen ist es nicht selten, dass neben der aus dem katholischen Mittelalter stammenden Kirche für die Anhänger der englischen Staatskirche sich 6 Kirchen für die Masse befinden. Die Sprache des Gottesdienstes aller dieser Sekten richtet sich nach der Sprache der Gemeindeglieder, ist also in wesentlich kymrischen Bezirken Kymrisch, in englischen Bezirken von Wales Englisch; in Städten bestehen englische und kymrische Gemeinden derselben Sekten nebeneinander, ‚englische Sache' und ‚kymrische Sache' wie man im Kymrischen sagt. Jede derartige Gemeinde sammelt Sonntags, sei es nach dem Frühgottesdienst um 11 Uhr oder am frühen Nachmittag vor dem Vespergottesdienst, die Kinder vom frühesten Alter an in verschiedenen Klassen und erteilt ihnen religiösen Unterricht in der Sprache des Gottesdienstes, also wenn es eine ‚kymrische Sache' ist, in kymrischer Sprache: die Allerkleinsten lernen Gebete durch Nachsprechen auswendig; solche, die in der Schule die Buchstaben kennen gelernt haben, bekommen *Rhodd mam* (‚Geschenk der Mutter'), ein kleines Religionsbuch, in die Hand, um darin lesen zu lernen, und so weiter bis religiöse Kenntnisse und Alter die Aufnahme in die Gemeinde erlauben, wo in der Sonntagsschule bis zum Grabe die religiöse Weiter- und Fortbildung gepflegt wird. Es ist dies gewiss eine Pflege der Volkssprache, wie sie nur protestantische Sekten leisten können. Irgendeinen erkennenswerten hemmenden Einfluss auf die Erlernung des Englischen in den Schulen hat diese Pflege des Kymrischen durch die Sekten nicht: die Kinder beherrschen beim Verlassen der Schule das Englische, sofern auf regelmässigen Schulbesuch gehalten wurde — woran man sich in Wales nach 1870 erst langsam gewöhnte — und der Lehrer fest und entschieden seine Pflicht tat; man kann sogar beobachten, dass geweckte Kinder in Wales oft ein viel

dialektfreieres Englisch reden, als man auf Dörfern in englischen ländlichen Distrikten manchmal hört, weil eben in Wales durch das Patois des Elternhauses — was kymrisches Patois ist — das gute Englisch der Schule nicht verdorben wird. Das Resultat ist also insofern von dem in Irland verschieden als in Irland durch die freundliche Mitwirkung der katholischen Kirche das Irische in wenigen Generationen neben dem Englischen fast ganz geschwunden ist, was in Wales für das Kymrische nicht in dem Umfange gilt. Denn dass das Kymrische doch langsam gefährdet wird beim Festhalten an dem Schulsystem, kann kein Kundiger bezweifeln, und wird durch zwei Vorgänge aus allerjüngster Zeit bestätigt.

Seit dem Frühjahr ist wieder eine von den Kelten teilweise abhängige Regierung in Grossbritannien am Ruder, und da fangen — ganz wie 1892—1895 — auch schon wieder Bestrebungen an in Wales sich geltend zu machen, die nicht aus praktischen Bedürfnissen, sondern aus nationalen Idealen entspringen. Vor kurzem war eine kymrische Deputation bei dem englischen Unterrichtsminister, die ihm den Wunsch vortrug, er möchte in den Unterrichtsanstalten, die für Wales Lehrer vorbilden, Kymrisch als Unterrichtsgegenstand einführen, was bis jetzt nicht der Fall ist: Herr Birrell hörte sich die Sache an und gab anscheinend keine Antwort, obwohl oder vielleicht weil ein kymrischer Landsmannminister sein Kollege ist. Kurz vorher, am 16. November, hatte auf der Jahresversammlung des Aktionskommitees der Kommission für die kymrischen höheren Schulen — Anstalten, die ein Gemisch sind von Realschulen, Realprogymnasien, Progymnasien — der kymrische Schulrat Owen Owen hingewiesen, es solle in diesen höheren — ‚Mittelschulen' nennt man sie in Wales — Schulen der biblische Geschichtsunterricht in kymrischer Sprache und nicht in englischer Sprache erteilt werden, wie es Vorschrift ist. Schon in der Nummer 113 vom 24. November von Y Kelt (S. 2) erschien ein lehrreiches Schreiben hierzu, natürlich in kymrischer Sprache, obwohl das in London erscheinende Blatt doppelsprachig ist; denn wenn die Kymren öffentlich Dinge unter Ausschluss der englischen

Öffentlichkeit verhandeln wollen, schreiben sie kymrisch. In diesem Schreiben wird Owen Owen gelobt und seine Anregung dahin ausgedehnt, dass man danach streben solle, den Religionsunterricht auch in den Elementarschulen in Kymrisch zu erteilen, weil die Vernachlässigung dieser Forderung in der Vergangenheit ‚ein kräftiges Mittel gewesen sei, die Kymren zu entnationalisieren (*wedy bod yn allu cryf er anghenedlaetholi cenedl y Cymry*). Zur Bekräftigung werden einige Behauptungen als Tatsachen angeführt, die keines Beweises bedürften; es sind: der Religionsunterricht in englischer Sprache in den kymrischen Elementarschulen führt dahin, dass, wenn junge Leute aus kymrischen Gegenden in grössere Städte von Wales und England kommen, wo für die betreffende protestantische Sekte eine englische und eine kymrische Gemeinde existiert, sehr gewöhnlich sie sich der ‚englischen Sache‘ und nicht der ‚kymrischen Sache‘ anschliessen, obwohl sie freie Hand haben; die kalvinistischen Methodisten, die in Wales den kirchlichen Religionsunterricht in kymrischer Sprache am energischsten betreiben, sollen weniger davon berührt werden, wie die Hochkirche und Wesleyaner, die nicht so mit Hochdruck für kirchlichen kymrischen Religionsunterricht arbeiten. Daher solle man danach streben, dass, wenn Religionsunterricht in kymrischen Schulen überhaupt erteilt wird, er ausschliesslich in kymrischer Sprache erteilt werde. ‚Dann bekommen wir mehr Kymren und bessere Kymren. Ihr patriotisch ergebener (*Yr eiddoch yn wladgarol*) J. Rowland‘ schliesst das interessante Schreiben.

Damit ist die Katze aus dem Sack gelassen. Es wird also offen zugestanden, dass der von Lehrern, die im Unterrichten geschult sind, in der Elementarschule in englischer Sprache erteilte Religionsunterricht selbst gegenüber dem von den kirchlichen Sekten in kymrischer Sprache erteilten Religionsunterricht eine sich fühlbar machende Macht ist. Natürlich: wird in 8 jähriger Schulzeit und treuer Arbeit des Lehrers an Schulung des Kindes im Denken nicht nur aller weltliche sondern auch der geistige Bildungsstoff des Christentums dem welschen Kinde in englischer Sprache vermittelt, dann wird gerade bei den Begabteren eine

Form des Denkens geschaffen, die weiter wirkt. Dem soll also aus patriotischen Gründen entgegen gewirkt werden durch Erteilung des Religionsunterrichts der Schule in kymrischer Sprache. Ziehen wir doch hieraus die nötigen Schlüsse für deutsche Schulpolitik in den Ostmarken! Es ist aber auch die ganze kymrische Aktion, die sich allmählich ins Werk setzt, klar, und weil wir daraus lernen können, was wir vom deutschen Standpunkt aus vermeiden müssen, will ich sie kurz beleuchten.

In der Forsterschen Education bill von 1870 war Wales, wie es staatsrechtlich nicht anders dasteht als York oder Lancaster oder Devonshire, auch in bezug auf die Schule gar nicht anders behandelt worden wie irgend ein Teil Englands; also aller Unterricht in den Schulen war Englisch, jedoch wurde dem Kymrischen als Patois ausserhalb der Schule nichts in den Weg gelegt. Die allmähliche Wirkung der konsequenten Schulpolitik fing an, sich bemerkbar zu machen zum Schmerze kymrischer Patrioten. Als dann Gladstone durch seine Homerulevorlage von 1886 ein entschieden keltenfreundliches Gesicht aufsetzte und durch den hierdurch hervorgerufenen Übergang Hartingtons und Chamberlains mit ihren Anhängern zu den Tories sich und die liberalradikale Partei dem Wohlwollen und der Gnade der Kelten auslieferte, da regte es sich in Wales, so dass, als Gladstone 1892 auf keltischen Krücken wieder ins Ministerium einzog, ihm von den Kymren einige nationale Wünsche präsentiert wurden. Die Kymren schmiedeten das Eisen, solange es heiss war, und erhielten, als Seitenstück zu der von Gladstone 1893 eingebrachten und mit kymrischer Hilfe im Unterhaus durchgesetzten Homerulevorlage für Irland, ihrerseits im Jahre 1893 einen Zusatz zu Forsters Education bill von 1870: Wales erhielt das Recht, 1. in den Elementarschulen in den unteren Klassen Kymrisch als Hilfsmittel beim Unterricht zu benutzen und 2. es da als Unterrichtsgegenstand wie eine Fremdsprache mit beschränkter Stundenzahl einzuführen, wo die nächsten lokalen Aufsichtsbehörden es wünschen. Warum mit Punkt 1 nicht der Erfolg erzielt wurde gegenüber der Praxis bis 1893, den sich kymrische Patrioten versprachen, habe ich S. 79 ff. kurz ausgeführt. Auch der 2. Punkt

ist trotz aller Versuche weit hinter den Erwartungen zurück geblieben: manche kymrische Lehrer können überhaupt nicht Kymrisch, noch mehr können zwar die Sprache, getrauen sich aber nicht in ihr zu unterrichten, da sie ja selbst nie Unterricht darin genossen haben; noch andere tragen wohl pädagogische Bedenken, durch Einführung des Kymrischen als Unterrichtsgegenstand im regulären Schulunterricht einen wesentlichen Zweck der Schule, die Kinder fürs Leben mit Englisch auszustatten, zu gefährden.*) Da wollen nun kymrische Patrioten, nachdem wieder ein von den Kelten abhängiges und daher etwas keltenfreundliches Ministerium seit kurzem im Amt ist, Abhilfe schaffen. Daher die doppelte Aktion: ‚Kymrisch' als Unterrichtsgegenstand in den Anstalten für Lehrerbildung in Wales zu verlangen und Religionsunterricht in kymrischer Sprache in den Elementarschulen. Durch das erste soll Kymrisch als Unterrichtsgegenstand überall möglich gemacht und durch das zweite soll kymrischer Unterricht überall notwendig gemacht werden. Ob sie ihr Ziel erreichen, also zu dem 1893er Zusatz zu Forsters Unterrichtsgesetz in den nächsten Jahren einen neuen bekommen werden, wird wesentlich davon ab-

---

*) Auch in Irland hat im letzten Jahrzehnt die englische Regierung auf Drängen der Iren allmählich ähnliches gestattet, wie die Kymren 1893 erreicht haben: Neuirisch darf — auch in Gegenden, wo Englisch allein als Umgangssprache herrscht — Unterrichtsgegenstand sein in den oberen Klassen ausserhalb der eigentlichen Schulstunden. Dieses auf dem Papier grossartige Zugeständnis ist, wie sich die unionistische Regierung, die es machte, sehr wohl bewusst war, praktisch ohne nennenswerte Bedeutung. Einmal fehlen die Lehrer für Irisch in grösserer Zahl, da die Lehrerbildungsanstalten sich mit Irisch nicht beschäftigen. Diejenigen Lehrer, die sich privatim für Unterrichtsbefähigung im Irischen ausbilden, wissen — wie schon bemerkt — durchschnittlich nicht mehr wie in Deutschland ein Gymnasialsekundaner Französisch kann, und dementsprechend ist das Irische, was sie ausserhalb der eigentlichen Unterrichtszeit lehren. Wenn im Jahre 1901 auf rund 640 000 Kinder in Volks- und Mittelschulen Irlands rund 36 000 (24 000 Knaben und 12 000 Mädchen) einen wesentlich derartigen irischen Unterricht genossen haben, so wird das sprachlich anglisierte Irland dadurch ebensowenig ‚irisch' wie Deutschland ‚französisiert' wird, wenn auch 360 000 deutsche Kinder einige französische Vokabeln und Phrasen lernen.

hängen, wie lange die liberal-radikale Regierung am Ruder bleibt und wie stark sie ‚klebt‘.

Für die deutsche Schulpolitik in den Ostmarken ergibt sich aber ganz klar, was zu geschehen und was zu unterbleiben hat. Festzuhalten ist an einer Schulpolitik wie sie Forsters Unterrichtsgesetz für Wales 1870 vorsah: also Deutsch ist Unterrichtssprache in den Volksschulen des Ostens, auch für den Religionsunterricht; Polnisch ist auf keiner Stufe Unterrichtsgegenstand; es kann aber gemäss dem einen Zusatz 1893 zum englischen Unterrichtsgesetz in den untersten Klassen der Elementarschulen von Lehrern, die dazu fähig sind, das polnische Patois der Kinder als Hilfsmittel so benutzt werden, wie auch in anderen Teilen von Deutschland geschickte Lehrer die Volksmundart als Hilfsmittel beim ersten Unterricht heranziehen. Dem polnischen Patois sowie der polnischen Sprache ist ausserhalb der Schule und ihrer Tätigkeit kein Hinderniss in den Weg zu legen. Namentlich soll die Regierung sich gar nicht darum kümmern, wie weit Leute, die in den Ostmarken im Polnischen unterrichten, dazu fähig sind: der Staat fragt doch auch nicht, ob die französische Bonne, die ein Kind neben seinem regulären Schulunterricht privatim hat, zum Unterrichten taugt; vor allem aber ist ein Gesichtspunkt ausschlaggebend: Unterrichten ist ein Kunsthandwerk, auf dessen Erlernen die Lehrer viele Jahre verwenden, je grössere Stümper im Unterrichten die privaten Lehrer des Polnischen sind, um so besser, um so weniger schaden sie dem Unterricht in der Schule.

Um nun auf die Hemmnisse, die der deutschen Schule in den Ostmarken durch privaten Unterricht im Polnischen bereitet werden, zurückzukommen, so sind sie nicht schlimmer als die Hemmnisse für das Englische in Wales (s. S. 85 ff.). Sie lassen sich zum Teil wesentlich beseitigen durch positive Massregeln. Die Lehrer in den Ostmarken müssen möglichst kleine Klassen bekommen, und es müssen die tüchtigsten Elemente dorthin geschickt werden, die nicht bloss einer besseren Bezahlung wegen hingehen, sondern sich bewusst sind, dass sie der nationalen Sache dienen und ebenfalls im Felde stehen. Mit allen zulässigen Mitteln,

aber ohne Schikane und Nervosität, muss die Schule darauf halten, dass die Schüler das leisten, was man vernünftigerweise fordern kann. Es muss vor allem ganz klar gemacht werden, dass nicht ein 8 jähriger Schulbesuch genügt, sondern die Erreichung eines bestimmtes Zieles nötig ist, um aus der Schnle entlassen zu werden. Wenn Eltern, die ihre Söhne auf höhere Schulen schicken, so unvernünftig sind, ihre Söhne durch Musikunterricht, Tanzstunden, unnötigen Sport, Geselligkeit und anderes von der vollen Erfüllung der Anforderungen der höheren Schulen abzuhalten, so büssen es diese Söhne dadurch, dass sie nicht mit 18, sondern mit 19 und selbst mit 21 Jahren erst entlassen werden; als bei der Einführung des Volltagsunterrichts im Westen Deutschlands vor 50 Jahren manche Eltern so unvernünftig waren, die momentane Arbeitskraft der Kinder höher anzuschlagen als den dauernden Gewinn für die Kinder aus erfolgreichem Schulbesuch, da war die Drohung mit einem weiteren Schuljahre — die natürlich auch den Umständen nach ausgeführt wurde — ein gutes Mittel. Man setze also, um ein exemplum ad hominem zu geben, einen Tag fest, bis zu dem das unsinnige Streiken polnischer Kinder in dem deutschen Religionsunterricht der Schule ein Ende nehmen muss, und lasse jedes Kind, das nicht nachgibt, vorläufig ein Jahr länger in die Schule gehen. Man stecke überhaupt ein bei vernünftiger Erwägung vom durchschnittsbegabten Kinde in Verhältnissen wie in der Ostmark erreichbares Ziel; hält man ohne kleinliche Schikane an der Erreichung dieses Zieles für die Entlassung aus der Schule fest, so ist damit manches zu erreichen. Dazu kommt dann noch eine Hilfe, die in der menschlichen Natur liegt. So gross auch der Eifer für privates Studium des Polnischen bei den freiwillig Lehrenden und Lernenden sein mag: das „Trägheitsgesetz" kommt doch bei beiden, vor allem bei den Kindern, zum Durchbruch; es wird befördert, wenn man dem Polnischen ausserhalb der Schule direkt kein Hindernis in den Weg legt, wenn die Lehrkräfte für das Polnische ungeschickt im Unterrichten sind und wenn die deutsche Schule unerbitterlich auf Ableistung dessen besteht, was sie vernünftigerweise fordern kann.

In Irland ist es im Westen vor 30 Jahren noch vorgekommen und in der Bretagne kommt es heute vor, dass von drei unter demselben Dach lebenden Generationen die erste nur oder so gut wie nur des keltischen Idioms mächtig ist und die dritte Generation in demselben Umfang fast schon monoglott englisch (beziehungsweise französisch) ist. Das hat die Schule allein nicht fertig gebracht, sondern ist durch liebevolle und freiwillige Mitarbeit der katholischen Kirche erreicht worden. Mit der Schule können wir aber, wenn konsequent in ihr verfahren wird, erreichen, dass eine spätere polnische Generation in deutscher Sprache denkt, wenn sie auch noch polnisch betet. Das zeigt Wales. Die Weiterentwicklung wie sie sich in Wales anbahnt nach dem was S. 89 bemerkt ist, hängt wesentlich von der Mitwirkung anderer Faktoren ab. Hier, wo es sich um die Frage handelt, was wir von England aus seinem Verhalten zu den keltischen Sprachen in Irland und Wales lernen können, sei nur auf einen solchen hingewiesen.

Katholische Kirche, englische Volksschule und dass von mir Preuss. Jahrbücher XCIII, S. 66—69 gezeichnete Verhalten der gebildeten Kreise Irlands haben ihren Anteil an dem Verschwinden der irischen Sprache Dazu kommt aber noch ein Moment, das vielleicht am meisten dazu beitrug, dass von 1801—1901 die Zahl der einsprachigen Iren von 2 Millionen auf 20 000 und die Zahl der Iren, die wirklich Irisch redeten, von 4 Millionen auf etwa 400 000 herabsank. Im Jahre 1841 hatte Irland rund 8 200 000 Bewohner; dann kam 1845 die grosse Hungersnot: Hunger und Krankheit dezimierten die Bevölkerung, eine fluchtähnliche Auswanderung nach Amerika begann, Hunderttausende wanderten nach England (London, Liverpool, Manchester, Bradford, Südwales) und 1851 hatte Irland statt der zu erwartenden 9 Millionen nur 6½ Million Einwohner; diese Entvölkerung setzt sich bis heute fort, so dass 1901 nur mehr 4 458 775 Einwohner in Irland waren statt der zu erwartenden 15—16 Million; gegenüber der natürlichen Vermehrung von 267 000 durch Geburtenüberschuss steht von 1881—1891 eine Auswanderung von 768 000 Seelen. Dieser kolossale Aderlass traf im wesentlichen die

westlichen Grafschaften Irlands, diejenigen, in denen der Hauptteil der 2 Million keltischer Monoglotten sass, die für 1821 noch in Irland angenommen werden. Während die Bevölkerung Irlands von 1841—1891 von 8 200 000 auf 4 700 000 sank, stieg die Einwohnerzahl des im Osten gelegenen englisch redenden Belfast von 65 000 auf 245 000, sodass so leicht erklärlich ist, wie Irland 1881 fast mit derselben Bevölkerungszahl wie 1801 nur 820 000 Irisch und Englisch sprechende statt der 2 Million von 1801 und nur 60 000 monoglotten Kelten statt der 2 Million von 1801 hatte. Wenn also die nur Englisch redende Bevölkerung von 1 200 000 Seelen des Jahres 1801 auf rund 4 300 000 im Jahre 1881 gestiegen ist, so fällt hier von dem Wachstum mindestens die gute Hälfte der natürlichen Vermehrung zu und höchstens nur 1½ Million ist für die englische Sprache durch katholische Kirche und englische Schule in drei Generationen gewonnen worden. Alle die keltischen Monoglotten und die doppelsprachigen Iren, die von 1845 ab nach Amerika, Australien, England auswanderten, sind in 2 Generationen bis auf nicht nennenswerte Reste in der angelsächsischen Welt, in die sie traten, sprachlich untergegangen, sind Englisch redende Iren in Amerika, England und Australien.

Was lernen wir hieraus? Viel. Ein Reservoir voll Monoglotten, und nur ein solches, gibt einer Sprache im Kampfe gegen die erdrückende Übermacht einer anderen den nötigen *Halt* gegen das sprachliche Aufgesogenwerden. Heutigentags, wo unter den 4450000 Iren aus den dargelegten Gründen nur mehr 20 000 Monoglotten sind, und diese dazu nur durch zahnlose Greise und einige Tausend geistige Kretins repräsentiert werden, verweisen die Agitatoren für ‚De-Anglization‘ von Irland auf Böhmen im 19. und Wales im 18. Jahrhundert als Beweis für die Möglichkeit des Gelingens, und selbst deutsche Gelehrte scheinen auf solch bodenlosen Unsinn hineinzufallen. Nicht die Hanka, Hattala, Palacky, Rieger und andere haben die tschechische Sprache wieder geschaffen, sie haben nur die in dem vorhandenen monoglotten Tschechentum vorhandene latente Kraft ausgelöst, Armeen haben sie nicht aus der Erde gestampft, aber vorhandene Re-

kruten ausgebildet. Ganz analog in Wales im 18. Jahrhundert: weil die Masse des kymrischen Volkes noch Kymrisch, ja nur Kymrisch redete, sahen sich die ersten Methodisten, die alle gut Englisch sprachen und z. T. lieber Englisch gepredigt hätten, gezwungen, das zu tun, was heutigentags in Wales in weitem Umfang ein Luxus ist, nämlich Kymrisch zu predigen, und infolgedessen ist der Aufschwung der Literatur eingetreten. Es waren also in Böhmen im Anfang des 19. Jahrhunderts und in Wales gegen Mitte des 18. Jahrhunderts die Faktoren vorhanden, die in Irland um 1793 noch da waren: starke keltisch monoglotte Bevölkerung ($^2/_5$), und weitere $^2/_5$, die zwar Englisch etwas verstanden, aber noch in irischer Sprache dachten. Wäre 1793 in Dublin die Gaelic League gegründet worden statt 1893, dann wäre trotz der Tätigkeit der katholischen Kirche und der Arbeit der englischen Schule manches möglich gewesen, was den Assimilierungsprozess bedeutend verzögert hätte.

Wenn also zwei verschiedene Volkstume aufeinander stossen, dann muss das stärkere, wenn es das schwächere, d. h. weniger zahlreiche, sprachlich assimilieren will — und die sprachliche Assimilation ist die Vorstufe jeder weiteren —, in erster Linie darauf ausgehen, dem zu assimilierenden seinen sprachlichen Jungbrunnen abzugraben, d. h. es zweisprachig zu machen suchen durch die Schule, wie England es in Wales getan hat: so zweisprachig durch die Schule zu machen, dass die Sprache des herrschenden Volkstums mehr und mehr die Sprache wird, in der das zu assimilierende denkt, mag es zuerst auch noch in der Sprache der Vorfahren beten und träumen. Ist dem herrschenden Volke dies durch die Schule soweit gelungen, dass in dem zu assimilierenden Volkstum der letzte Monoglotte zu Grabe geläutet wird, dann wird damit zugleich die letzte Periode im sprachlichen Kampfe des stärkeren Volkstums mit dem zu assimilierenden eingeläutet. Vor 30 – 40 Jahren verkündete man in Wales talauf und bergab: Wales wird zweisprachig werden und auch bleiben, Englisch wird die Sprache des öffentlichen Lebens und für business sein, und Kymrisch die Sprache des Herdes und für den Verkehr des Kymren

mit Gott. Heute sehen in Wales alle einsichtsvollen Kymren zu ihrem Schmerz ein, dass im Ringen mit einem grösseren monoglotten Volkstum, wie es das englische ist, ein kleineres Volkstum in seinen Massen auf die Dauer nicht zweisprachig bleibt. Gute Patrioten, aber schlechte Denker, suchen in Wales durch kleine Mittel Hilfe zu schaffen, ohne zu merken, dass sie das Ende nur hinhalten. Hochgebildete Kymren, die die Verhältnisse beurteilen wie sie sind, entschliessen sich schon heute, der Mahnung ihres grössten Lyrikers im 19. Jahrhundert (Ceiriog Hughes 1832—1887), nach der sie selbst erzogen wurden, (‚Sprich zuerst die Sprache deiner Mutter und dann die Sprache Victorias‘), untreu zu werden, und lehren ihren Kindern zuerst die Sprache Eduard VII. — vielleicht mit blutendem Herzen — und dann die ‚liebe alte Sprache‘ (*yr hen iaith*), wie man Kymrisch nennt. Ist aber erst die Masse des kymrischen Volkes soweit gekommen, dann ist es endgültig mit *yr hen iaith* als lebendigem Organismus vorbei. Einige Zeit wird ja noch vergehen, aber es kommt sicher.

Aus der Erkenntnis von der Bedeutung des Monoglottentums für die Widerstandsfähigkeit einer Sprache im Kampfe mit der Sprache eines mächtigeren Volkstums müssen wir uns fragen: wie können wir die in den irischen Verhältnissen liegende Lehre (S. 93) für den sprachlichen Kampf des Deutschtums mit dem Polentum in den Ostmarken verwerten, wie können wir in der Richtung der Arbeit der deutschen Schule durch ein rascheres Leeren des monoglotten slavischen Reservoirs zu Hilfe kommen? In erster Linie dadurch, dass wir die Ostgrenzen des Deutschen Reichs möglichst gegen den Zuzug monoglotter polnischer Elemente aus russisch Polen und Galizien sperren. Da sind Ruthenen und Italiener als Arbeiter weniger gefährlich; am besten ist es aber, solche überhaupt in grösserer Zahl überflüssig zu machen dadurch, dass man an Stelle des Grossgrundbesitzes einen deutschen Bauernstand in den Ostmarken schafft. Wenn man sieht, was deutsche Bauern als Kolonisten in den letzten Jahrhunderten in Südrussland, Siebenbürgen, im Banat, in Brasilien, in Nordamerika (Wisconsin) geschaffen und wie sie deutsche Sprache und deutsches Volkstum hochgehalten haben, dann stellte

sich der preussische Staat ein Armutszeugnis sondergleichen aus, wenn er nicht auf dem in seinen Händen befindlichen staatlichen Grossgrundbesitz und dem — wenn nicht aus polnischen, dann aus deutschen Händen — zu erwerbenden Grossgrundbesitz deutsche Kolonien aus Schwaben, Mosel- sowie Mainfranken und Westfalen in den nächsten Dezennien ansetzen könnte.

Damit muss Hand in Hand gehen möglichste Beförderung der Abwanderung monoglotter Polen und solcher, die in erster Linie polnische Zunge reden, aus den Ostmarken; je weiter und tiefer in kerndeutsche Gegenden, um so besser. Gewiss entstehen dort nicht bloss auf kurze, sondern auch auf längere Zeit Unbequemlichkeiten für den Michel, aber diese vorübergehenden Unbequemlichkeiten können doch nicht in die Wagschale fallen gegenüber dem dauernden Gewinn für das Deutschtum in den Ostmarken und damit für das Deutschtum überhaupt. Was hört man manchmal nicht für Klagen über die Slavisierung kerndeutscher Gegenden, die von guten Patrioten ausgestossen werden! Halten sich denn die guten Leute, die über die angebliche Slavisierung der ‚Roten Erde' stöhnen, vor Augen, wie es in den 50er und 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts nach dem grossen Exodus von Hunderttausenden einsprachig oder so gut wie einsprachig keltischer Iren in grossen Industriezentren Englands aussah? Zustände, wie sie die Fenierzeit bis Mitte der 60er Jahre über Manchester und Liverpool brachte, sind doch bei uns aus mancherlei Gründen in unserem industriellen Westen ziemlich ausgeschlossen, wenn sich die Behörden nicht über das Erlaubte hinaus ungeschickt erweisen. Wer in den 50er und 60er Jahren die keltisch-irische Sprache bequem erlernen wollte — d. h. nicht aus Grammatiken, sondern aus dem Munde der Menschen, ohne sich solchen Unbequemlichkeiten auszusetzen, wie sie ein Aufenthalt im ländlichen Westen Irlands mit sich bringt —, der durfte nicht nach der Hauptstadt Irlands, Dublin, gehen, der musste Liverpool oder Manchester aufsuchen, wo er in gewissen Stadtteilen mehr Irisch als Englisch hörte. Noch zwei Dezennien später wurde mir dies ebenso bezeichnend als erheiternd klar gemacht. Man entschuldige darüber eine Abschweifung.

Im Sommer und Herbst 1878 lebte ich Monate hindurch in Dublin, um in Bibliotheken mittelirische Studien zu machen. Als Ausspannung beschloss ich gelegentlich einen ‚Wochenendeausflug' zu machen. Zum Verständnis sei bemerkt, dass man im katholischen Irland die äusserliche, strenge Sonntagsheiligung des protestantischen England und Schottland nicht kennt, wo sie ja nur ein Erbe aus der Puritanerzeit ist, eine Schale ohne Kern heutzutage, wie die aus gleicher Zeit stammende pharisäerhafte Selbstgerechtigkeit (*cant*) des englischen Volkstums, die ihm aber trefflich über manche Dinge hinweghilft, die dem deutschen Volkstum — Protestanten und Katholiken — in seinem überwiegenden Teil graues Elend verursachen. Es gehen also in Dublin im Sommer oft am Sonnabend im Morgengrauen, sobald die Schiffe aus Holyhead und Liverpool mit wohlhabenden englischen Geschäftsleuten angekommen sind, Züge mit sehr billigen Rückfahrkarten bis Sonntag abend nach den Seen von Killarney in Kerry, nach dem romantischen Connemara im Westen, dem wilden Donegal im Nordwesten, den hohen Steinklippen von Antrim im Norden; sie erreichen ihr Ziel gegen oder um Mittag, so dass der erholungsbedürftige Städter den Sonnabend Nachmittag für nähere Umgebung und, ordentlich ausgeruht, den ganzen Sonntag bis Abend zu einer grösseren Tour hat, auch der gute Katholik: Sonntags früh vor dem Frühstück findet sich leicht eine halbe Stunde zum Anhören einer Frühmesse, und wenn dies ausnahmsweise nicht der Fall ist, dann kehrt man gegen Mittag unterwegs auf ein Stündchen zu einem Hochamt ein, um den Mindestforderungen der Kirche für den Sonntag zu genügen, denn die katholische Kirche kennt die Schwächen und Bedürfnisse der menschlichen Natur sehr gut und kommt ihnen, wenn sie will, weit entgegen wie eine liebende Mutter. Sonntag abend gehts zurück; man kommt gegen Mitternacht nach Dublin, wo die Reisenden aus englischen Grossstädten meist Anschluss durch Schiffe finden, die ihnen bequeme Schlafgelegenheit während der Überfahrt bieten. Auf einem solchen ‚Wochenende-Ausflug' von Dublin nach den Seen von Killarney im Jahre 1878 traf ich im Eisenbahnabteil mit einigen Herren mittleren Alters aus Liverpool zusammen, besser

situierten Geschäftsleuten von ausgesprochenem englischen Typus und Anschauungen; da einer der Herren schon einmal in Killarney gewesen war, wie ich aus dem Gespräch merkte, so beschloss ich mich der Reisegesellschaft anzuschliessen, was auf eine bescheiden vorgebrachte Bitte dem jungen German auch in liebenswürdiger Weise gestattet wurde. Irische Fragen politischer oder sprachlicher Art wurden den ganzen ersten Tag gar nicht berührt. Als wir am Abend in unserem bescheidenen Gasthof noch eine Weile in der auch in England bekannten german Art ‚gemütlich‘ bei einem Glas Whisky mit Selterwasser zusammensassen, hörte ich plötzlich, wie einer der Herren beim Erheben seines Glases ein *slantje wa* (‚gute Gesundheit‘), den irisch-keltischen Trinkgruss, einem anderen zurief und ihm von dem Angeredeten der irische Dank entgegnet wurde. Meine erstaunte Frage nach der Herkunft des Irischen bei beiden Herren wurde zunächst damit beantwortet, dass ein ganzer Hagel von neuirischen Redensarten aus Verkehr und Leben, Segenswünsche und Verwünschungen mir entgegentönten, alle derart, dass ich merken konnte, dass es sich nur um aufgeschnappte Phrasen handelte, die mit noch grösserem Ungeschick vorgebracht wurden, als mancher gebildete Engländer Deutsch oder Französisch redet. Nachdem der Vorrat an irischen Redensarten erschöpft war, erfuhr ich, dass die beiden Herren 20 oder mehr Jahre früher als Lehrlinge oder Gehilfen in Liverpool in offenen Geschäften tätig gewesen waren, die einen grösseren irischen Kundenkreis hatten, und durch vieles Hören sowie neugieriges Fragen sich die Redensarten mit halbwegs richtigem Verständnis des Sinnes angeeignet hatten. An den Seen von Killarney und in Gegenwart eines guten irischen Whisky tauchten die Erinnerungen an Alt-Liverpool in der Lehrlingszeit bei den beiden Herren wieder auf.

Das Bild, was man sich demnach von Liverpool in den 50er und 60er Jahren machen kann, trifft noch für manchen englischen Industriebezirk in jener Zeit zu, als billige, fast ausschliesslich Irisch redende Arbeitskräfte aus dem irischen Westen einströmten. Und wie steht es heute in Liverpool und anderen englischen Industriebezirken? Die Iren sind noch da, sie schimpfen auch noch

auf England wie vor 50—60 Jahren, aber — fast ausnahmslos — nur mehr in englischer Sprache. Das ist ein gewaltiger Schritt zur Assimilierung des irischen Keltentums an das angelsächsische Volkstum. Soweit können wir im deutschen Westen bei unseren Mitbürgern polnischer Zunge mit den Enkeln der jetzt in die Schule gehenden Kinder auch sein, wenn dort die deutsche Schule und die deutsche Umgebung fest zusammenstehen. ‚Wess' Brot ich esse, dess' Lied ich singe', das kann man nicht verlangen, wohl aber verlangen und, mit Nachsicht für die Übergangszeit, durchsetzen, dass das Polentum im Westen, das in deutscher Umgebung und im Dienste deutscher Unternehmungen sein Fortkommen findet, sich sprachlich den dortigen Verhältnissen anpasst. Dort im Westen wirkt ja die deutsche Schule in zwei oder drei Menschenaltern ganz anders wie in den Ostmarken selbst. Man vergesse nicht, dass ländliche Waldenser- und Hugenottengemeinden in Württemberg und Hessen, die ihr romanisches Idiom durch mehr als 150 Jahre gut bewahrten, wesentlich durch die allgemeine deutsche Volksschule in zwei Generationen entweder vollständig oder so gut wie vollständig auch in der Sprache deutsch geworden sind.

In den Ostmarken selbst wird der sprachliche Assimilierungsprozess natürlich wesentlich länger dauern. Kann auch durch Verdichtung der Grenzen, innere Kolonisation und stärkere Ableitung des polnischen Elementes der ausschliesslich oder wesentlich Polnisch redende Bevölkerungsteil der Ostmarken geschwächt werden, so tritt dies doch nicht in dem Masse ein wie z. B. mit dem rein-irischen Westen Irlands seit 1846, und die katholische Kirche steht in den deutschen Ostmarken der deutschen Schule nicht so zur Seite, wie sie in Irland durch 100 Jahre für die englische Sprache freiwillig arbeitete. Auch das Eintreten der protestantischen Sekten in Wales für die kymrische Sprache seit 150 Jahren liegt etwas anders wie das Verhalten der katholischen Kirche in Posen und Westpreussen. Die protestantischen Sekten, voran die kalvinistischen Methodisten, bedienten sich, wie schon bemerkt wurde, des Kymrischen nicht aus Widerstand gegen Englisch, sondern weil sie als Protestanten nicht anders konnten,

als in der Sprache des Volkes zum Volke reden. Gewiss gibt es protestantische Geistliche in Wales — und ihre Zahl ist bei kalvinistischen Methodisten und Independenten nicht gering —, die aus nationalem Gefühl heute an Kymrisch hängen und dafür arbeiten, aber die methodistische Kirchengemeinschaft in Wales — sowohl für Nordwales als für Südwales — steht der Sprachenfrage in rein christlichem Sinne, objektiv gegenüber: wo die englische Volksschule und das moderne Leben Gemeinden — auch ganz winzige — schaffen, in denen englische Sprache vorherrscht, da geht die methodistische Kirchengemeinschaft zum Englischen über, und Jahr für Jahr werden durch sie von dem Gelde, das Kymrisch redende Methodisten gesammelt haben, numerisch schwache englische Gemeinden von Methodisten (*achosion Seisnig, inglis cos*) in Nord- und Südwales gegründet und unterstützt. Das ist christlich gedacht, mag ja nicht immer katholisch sein, wie das Verhalten der Kirche in Posen im letzten Jahrhundert zu den katholischen Bambergern zeigt. Die protestantischen Sekten in Wales sind also, wenigstens soweit die Kirchenleitungen in Betracht kommen, für Kymrisch, soweit sie als Protestanten nicht anders können. Die katholische Kirche kann anders, wenn sie will, wie ihr Verhalten in Irland seit 1795 und in der Bretagne seit 50 Jahren zeigt. Will der Klerus in Posen nicht, so sind es nationale Gründe, die ein religiöses Mäntelchen umgehängt erhalten; die katholische Kirchenleitung sollte aber eine unbefangene Stellung einnehmen. Dies ist das Mindeste, was der preussische Staat verlangen kann und verlangen muss. Mas sieht also, dass die Schwierigkeiten für die deutsche Schule in unseren Ostmarken grössere sind als für die englische Schule in Wales oder Irland und die französische Schule in der Bretagne. Unüberwindlich sind sie nicht. Man muss nur wissen, was man durch die reindeutsche Schule erreichen kann und will, die nötigen Massregeln treffen und einmal wirklich fest bleiben. Hilf dir selbst, dann arbeitet auch die Zeit für dich, gilt im Sprachenkampf ganz besonders.

Zu dem allem muss dann, damit das Deutschtum über das Slaventum innerhalb der Ostmarken des Deutschen Reiches end-

gültig den Sieg erringe, noch eins kommen: es muss in den weitesten Kreisen Deutschlands ein tieferes Verständnis für das Ostmarkenproblem und seine Bedeutung für die Zukunft des deutschen Volkstums überhaupt Platz greifen.

---

4. Neue Ideale für die deutsche akademische Jugend.

In dem Gebiete unserer Ostmarken, zu denen man in weitem Sinne Ost- und Westpreussen, Posen, Schlesien rechnen kann, hat sich im Verlauf einer 800jährigen Geschichte das Verhältnis herausgebildet, dass heutigentags deutsches Volkstum mit slavischem Volkstum gemischt sitzt so, dass weite Striche reindeutsche oder so gut wie reindeutsche Zunge reden, andere ebenso slavische Zunge und noch andere eine Mischung beider Volkstume in allen möglichen Graden aufweisen. An sich wäre es denkbar, dass beide in der Zukunft friedlich nebeneinander auskommen könnten, wenn eine Voraussetzung von beiden Seiten erfüllt würde: beide müssten ehrlich darauf verzichten, mit List oder Gewalt die Grenzen des eigenen Volkstums auf Kosten des anderen zu verschieben und beide müssten ehrlich den bestehenden politischen Zustand als feststehend anerkennen, daher das Slaventum gewisse naturgemäss sich ergebende Minimalforderungen des deutschen Nationalstaates freiwillig erfüllen. Wirft man die Frage auf, ob diese Voraussetzung fürs 19. Jahrhundert zutrifft, so wird man sagen können, dass im grossen und ganzen das Deutschtum, nicht bloss das der Ostmarken, sondern auch das in ansehnlicher geistiger und materieller Machtstellung ihm den Rücken stützende des heutigen deutschen Reiches, im neunzehnten Jahrhundert den ehrlichen Willen hatte, diese Voraussetzung zu erfüllen, wie immer seine auf den Angriff gerichtete Stimmung in früheren Jahrhunderten auch gewesen sein mag; wenn im Verlauf des verflossenen Jahrhunderts zu Zeiten vom Deutschtum von dieser Richtlinie abgewichen wurde, so geschah dies nur aus Notwehr. Denn das slavische Volkstum unserer Ostmarken hat, soweit es

grosspolnischen Stammes ist, die Voraussetzung für friedliches Zusammenleben nicht erfüllt. Die durch keinerlei Bedrückung hervorgerufenen Aufstände in Posen gegen Preussen beweisen dies. Aber wichtiger noch als die gewaltsamen Aufstände ist der andere Punkt der Voraussetzung: die völlige Nichtachtung der Rechte der Katholiken deutscher Zunge in polnischer Umgebung durch das ganze 19. Jahrhundert in Posen, ihre mit allen Mitteln der in nationalpolnischem Dienst arbeitenden katholischen Kirche herbeigeführte Aufsaugung durch das Polentum, wofür nur an das Schicksal der Bamberger vor den Toren der Stadt Posen erinnert zu werden braucht, dies zeigt ein fortwährendes, kaum mehr verstecktes Hinarbeiten des Polentums auf möglichstes Aufsaugen des deutschen Volkstums in Posen. Damit geht Hand in Hand — und, was wichtig ist, parallel mit der Vergewaltigung des Ruthentums in Galizien durch die herrschenden Polen — das Bestreben des eigentlich polnischen Elements in Posen, die anderen slavischen Elemente unserer Ostmarken, die zum polnischen in mehr oder weniger nahen Beziehungen stehen, also die Polacken in Oberschlesien, Kassuben in Westpreussen und auch die Masuren in Ostpreussen, durch Aufhetzung gegen das deutsche Volkstum an das einen slavischen Mittelpunkt abgebende polnische Volkstum heranzuziehen.

Die Taktik ist ganz klar, und sie ist vom polnischen Standpunkt aus klug und verständig: nachdem sich gezeigt hat, dass gewaltsame Putsche des Polentums in Posen aussichtslos sind, arbeitet das Polentum darauf hin, durch möglichstes Aufsaugen und Verdrängen des deutschen Volkstums in Posen und möglichste sprachliche Assimilierung der übrigen slavischen Elemente in unseren Ostmarken ein möglichst festes ununterbrochenes polnisches Sprachgebiet mit polnischer Literatursprache zu schaffen, um dann gestärkt in einem späteren Stadium bei ihm passend dünkender Gelegenheit die politische Frage aufs neue aufzuwerfen. Gerade weil das deutsche Volkstum im verflossenen Jahrhundert zu offen seine Bereitwilligkeit gezeigt hat, das Jahrhunderte dauernde nationale Ringen einzustellen, ist das Polentum um so abgeneigter; es fasste die Bereitwilligkeit als Zeichen von Schwäche

und schreit dann über Vergewaltigung, als das deutsche Volkstum zur Abwehr wieder den Angriff früherer Jahrhunderte aufnahm.

Das Volkstumproblem geht also bei dem Ringen in den Ostmarken jetzt und auf absehbare Zeit voran; dann folgt das politische sicher. Dessen muss das deutsche Volkstum im ganzen Reiche sich in erhöhtem Masse bewusst werden. Gewiss, wir könnten in Preussen auf 2 Generationen der Polenfrage leicht ledig werden, soweit Polentum in Betracht kommt: im Reichstage wären in derselben Zeit die polnischen Abgeordneten ebenso sichere Stützen der Reichsregierung wie 1893, als die Polen einträchtig mit Konservativen und Nationalliberalen die ‚nationale' Minorität für die Militärvorlage bildeten; anonym würden Polen wieder Beschwichtigungsartikel für harmlose Deutsche in der Zentral-Zeitschrift des geistigen Lebens in Deutschland schreiben, und aus der grossen englischen, vielleicht sogar französichen, Presse würden wieder weniger unfreundliche Worte gegen Deutschland erschallen. Der Preis? Das stillschweigende Ausliefern des Deutschtums in den Ostmarken an das Polentum, der Verrat an einem Teile des eigenen Volkstumes. Und wenn Preussen sich entschlösse, das deutsche Volkstum in weiten Strecken seiner Ostmarken rückhaltlos der polnischen Assimilation auszuliefern, wenn das deutsche Volkstum im Reiche den schmählichen Verzicht auf vieles, was in 800jährigem Ringen nicht bloss mit deutschem Schwert sondern mit ernster Kulturtätigkeit geschaffen wurde, gutheissen würde, was wäre damit gewonnen? Nichts als eine Galgenfrist für das deutsche Volkstum. Glaubt im Ernste ein Mensch, der die Geschichte nationaler Bewegungen kennt — um von den Kelten zu schweigen, man schaue nach dem nationalen Ringen von Rumänen, Bulgaren, Serben, Griechen auf der Balkanhalbinsel —, dass das inzwischen gewaltig gestärkte Polentum sich zufrieden geben würde, ja dass es die Oderlinie als endgültige Grenze annehmen würde? Zwischen Oder und Elbe sitzen noch kleine Reste nicht völlig assimilierter Slaven, die Wenden in Ober- und Niederlausitz. Sie würden in einem halben Jahrhundert, wenn nicht früher, von dem gekräftigten Polentum mit frischem Appetit ernstlich verlangt werden, und es ist zweifelhaft, so lächerlich das

vielleicht heutigentags manchem harmlosen Deutschen tief hinten in Schwabenland klingen mag, ob die Elblinie grosspolnische Gelüste ganz befriedigen könnte. Ein an sich unbedeutender Vorgang des letzten Dezenniums, der unserer grossen Öffentlichkeit unbekannt blieb, ist lehrreich für die Beurteilung dieser Frage.

Die offizielle preussische Statistik über die Volkszählung von 1890 wusste zu melden, dass damals in dem zum Regierungsbezirk Lüneburg gehörigen Kreise Lüchow — also westlich der Niederelbe — noch 585 Seelen lebten, deren Muttersprache ‚wendisch' sei, also noch ein Teil der Bevölkerung ‚Slavisch' rede. Bis hierher waren die Slaven ja tatsächlich über die Elbe einst vorgedrungen: aus den Tagen von Leibnitz haben wir die letzten Zeugnisse über die damals fast ausgestorbene Rede der sogenannten Polaben (Elbslaven); die Leute sind nicht bloss heutigentags, sondern seit Generationen sprachlich wie in allem andern so deutsch, dass in der Masse der Bevölkerung, wo am längsten aussterbende Sprachen unter der Decke fortleben, kaum ein Bewusstsein vorhanden ist, dass je einmal eine andere Sprache als die deutsche hier geredet wurde. Diese Tatsache kann durch die gedruckte offizielle Statistik Preussens ebensowenig erschüttert werden wie die mathematische Wahrheit, dass $a \times a = a^2$, durch eine Angabe von Karlchen Miessnick in seinem Extemporale, dass $a \times a = 2a$ sei. Es kommt nur darauf an, zu ergründen, wie die Angabe der offiziellen Statistik zustande gekommen ist, was mit völliger Sicherheit nicht geschehen kann, da die Zählkarten unterdessen längst eingestampft sind. Eine einleuchtende, schon von anderer Seite angedeutete Erklärung liegt an der Hand. Noch heute wird der von der Jeetze durchflossene Strich des Regierungsbezirkes Lüneburg, der Kreis Lüchow, auf Karten das ‚Wendland' genannt. Wie nun z. B. im Westen Deutschlands, auf dem Hunsrück, der fränkisch-alemannische Bauer des einen Dorfes den Nachbarn im anderen Dorfe nach Kleidertracht und Sprache heutigentags als ‚trierisch' bezeichnet und der letztere umgekehrt den ersteren in beider Hinsicht als ‚pfälzisch', weil vor langer Zeit Kur-Tier und Kur-Pfalz zwischen Bauern gleicher Abstam-

mung und Rede eine Scheidelinie gezogen hatten, in ähnlicher — nicht in gleicher — Weise wird die deutsche Sprache der Bewohner des Wendlandes von Nachbarn und den Wendländern selbst mit ‚wendisch‘ bezeichnet. Die Volkszählung von 1890 brachte nun zum erstenmal eine Statistik über die Muttersprache der Bewohner des Deutschen Reiches, und die Zählkarten des Königreichs Preussen enthielten die erklärende Bemerkung: ‚Muttersprache: deutsch, litauisch, polnisch, masurisch, kassubisch, wendisch, mährisch, tschechisch, wallonisch etc. Zutreffendes ist zu unterstreichen.‘ Es glaubten nun offenbar 585 biedere Wendländer im Kreise Lüchow besonders gewissenhaft verfahren zu müssen und unterstrichen auf der Zählkarte nicht ‚deutsch‘ sondern ‚wendisch‘. Nicht minder gewissenhaft wurden diese Karten statistisch aufgearbeitet mit dem Endresultat, dass die gedruckte offizielle preussische Statistik den Nachweis erbrachte, dass im Kreise Lüchow 585 Personen ‚wendisch‘, d. h. in dem streng sprachlichen Sinne der Statistik ein slavisches Idiom als Muttersprache im Jahre 1890 redeten. Ob das offizielle Resultat gerade so zustande kam, ist, wie gesagt, nur Vermutung; Tatsache ist, dass es gedruckt vorliegt. In Deutschland fand der Nachweis weiter keine Beachtung, als dass er in einem der grossen Papiermausoleen Deutschlands mit einigen Fragezeichen beigesetzt wurde. Anders aber in — Russisch-Polen. Herr A. Parczewski — offenbar derselbe Herr Alfons Parczewski aus Kalisch-Warschau, der mir 3 Jahre später auf dem Pankeltistenkongress in Dublin als panslavistischer Agitator begegnete (s. S. 7) und der vermutlich auch Material über den Schulstreik in Posen bretonischen Zeitungen liefert — grub die Notiz aus der preussischen Statistik aus, hing sie an eine grosspolnische Glocke, die den Ton an tschechische weitergab. Im Frühjahr 1899 waren, wie mir von kundiger Seite damals mitgeteilt wurde, die polnische Akademie in Warschau und die tschechische in Prag drauf und dran, eine wissenschaftliche Kommission in die Nachbarschaft der Lüneburger Heide abzuschicken, um das slavische Idiom im Kreise Lüchow zu studieren und wohl nebenbei den slavischen Brüdern den Rücken zu stärken. Zu diesen Abordnungen kam es nicht — soviel ich

wenigstens weiss —, weil den Herren in Warschau und Prag vorher gezeigt wurde, dass sie einmal die sprichwörtliche deutsche Gründlichkeit etwas zu hoch eingeschätzt hatten (s. Archiv für slav. Philol. 22, 318 ff.).

Der Sturm im Glase Wasser, der sich bei Polen und Tschechen ausserhalb der Reichsgrenzen erhoben hatte, ist als Symptom fast ebenso lehrreich wie die Versuche des Grosspolentums, in den Lokalblättern der Bretagne gegen Deutschland zu hetzen; er zeigt uns deutlich, dass das Slaventum, dessen Vorposten gegen das deutsche Volkstum innerhalb des deutschen Reiches das Grosspolentum bildet, in seinen Ansprüchen und Aspirationen nicht eher ruhen wird, als bis es wieder als Volkstum seine angeblich historischen Grenzen inne hat; diese liegen aber nicht bloss an der Unterelbe westlich der Elbe, sondern noch mehr an der Mittelelbe, umschliessen weite Strecken von Thüringen und strecken sich tief bis ins bayrische Oberfranken, wo einst Tschechen sassen. Ob in unseren Ostmarken der tatsächlich vorhandene deutsche Nationalstaat, zu dem die Striche gehören, in denen augenblicklich hier deutschsprachige dort slavischredende Bevölkerung überwiegt, auf die Dauer wird herrschen oder das erst in der Phantasie vorhandene Grosspolen, darum dreht sich im letzten Grunde der Kampf; dass es überhaupt wieder ein Kampf geworden ist, beruht zum Teil darauf, dass man sich im Deutschen Reich der Tragweite nicht völlig klar ist, nicht einsieht, dass bis zu einem gewissen Grade auch für den Bayern und Schwaben gilt: *tua res agitur.*

In Zeitungen, Versammlungen und in Reichstagsverhandlungen des ablaufenden Jahres war viel die Rede von einem „Einkreisen“ Deutschlands durch andere Mächte. So richtig manches war, was vorgebracht wurde, so kam doch ein Gesichtspunkt kaum zur Geltung. Das Deutsche Reich kann gewiss zeitweilig mit den Mitteln der Kabinettspolitik eingekreist und in schwierige Lagen gebracht werden; dem deutschen Volkstum, wie es in diesem Reiche vereinigt ist und darüber hinaus ragt, droht bei seiner Zahl und seinen geistigen und materiellen Machtmitteln davon auf die Dauer keine ernste Gefahr; wohl aber entsteht eine solche,

wenn es nicht imstande wäre, der Väter Erbe im Osten zu bewahren, zu befestigen und auszubauen. Hier vereinigen sich materielle, praktische Gesichtspunkte für das deutsche Volkstum mit hohen Idealen.

Aus solcher Vereinigung schöpfen andere Völker die stärksten Kräfte für praktische Politik. Was hält in Frankreich, wenn nicht bei der Masse so doch bei den führenden Geistern das Verlangen nach der Rheingrenze wach, wie es 1840 wieder so spontan zum Ausdruck kam? Ein angesehener Franzose, der jene Zeit mit durchgemacht hatte, hat es mir einst auseinandergesetzt; es war Henri Martin, der bekannte Geschichtsschreiber und Politiker (1810—1883), von 1871 ab nacheinander Mitglied des Instituts, der französischen Akademie und des Senats. Ich befand mich 1878 in Dublin und arbeitete in der Bibliothek der Royal Irish Academy, deren Präsident damals Sir Ferguson war. Im August jenes Jahres hielt während einer Woche die British Association for the progress of Science in Dublin ihres Jahresversammlung ab, von der ich mich jedoch in meiner Arbeit nicht stören liess. Eines Abends erhielt ich von Sir Ferguson eine kurze Notiz, er beabsichtigte am folgenden Tage mit einigen seiner Gäste Tarahill, d. h. den Hügel, auf dem im heidnischen Irland die Residenz der irischen Oberkönige lag, zu besuchen; wenn mich die Sache genügend interessiere, möge ich am andern Morgen zu einer angegebenen Zeit an einem bestimmten Dubliner Bahnhof sein. Ich fand mich ein und traf ausser Sir Ferguson den oben genannten Herrn Henri Martin, ferner Sir John Lubbock (jetzt Lord Avebury) und einen Herrn Abraham aus New York. Es war Henri Martin als Verfasser einer 15bändigen „Histoire de France“ (1833—1836) natürlich etwas Keltist, wie in den Tagen vor K. Zeuss viele auch in Deutschland waren, z. B. der Archivdirektor und Historiker Mone in Karlsruhe; er suchte in Irland offenbar nach einer kleinen Rasse aux yeux blonds avec les cheveux noirs, und wo wir auf dem Wege von Kilmessan, der Bahnstation, bis zum Hügel von Tara eines der üblichen miserablen irischen Kleinpächterhäuschen sahen, konnte er durch die Mauern erkennen, dass Leute der gesuchten Rasse darin wohnen mussten. Auf dem Hügel

von Tara selbst, der damals nichts Bemerkenswertes bot, nahmen wir ein Frühstück in einem langen grasbewachsenen Graben, in dem Ziegen weideten und der auf dem von George Petrie 1837 entworfenen Plan als die Stelle bezeichnet wird, wo der berühmte Festsaal (*Tech Midchuarta* „Haus der Methalle") der irischen Oberkönige sich befand. Hierbei hielt Henri Martin eine Rede: ausgehend von der Tatsache, dass in des berühmten irischen Königs Cormac (3. Jahrh.) Methalle 2 Repräsentanten des Keltentums (Sir Ferguson und er selbst), 2 Vertreter des Germanentums (Sir John Lubbock und ich) und ein Repräsentant von Asien und Amerika (Herr Abraham aus New York) versammelt seien, brachte er nach einigen Ausblicken auf die meist unfreundlichen Beziehungen der Kelten und Germanen einen Tost auf die Zukunft des Keltentums aus. Da mir in dieser übrigens ganz kurzen Rede eine Anspielung völlig unverständlich blieb, knüpfte ich bei der Heimreise daran an, und Henri Martin setzte mir — der 68-jährige dem 26 jährigen — in der höflichsten Weise auseinander, dass von einem dauernden, friedlichen Nebeneinanderwohnen der Franzosen und Deutschen nur die Rede sein könne, wenn Frankreich nicht nur Elsass-Lothringen zurückbekomme, sondern auch die Rheingrenze bis zur Mündung dazu. Auf meinen bescheidenen Einwurf, dass doch die kurze Besitzergreifung dieser kerndeutschen Striche im Anfang des Jahrhunderts, in denen auch meine Heimat liege, keinen dauernden Anspruch der Franzosen begründen könne, erwiderte er mit gehobener Stimme, dass darauf Frankreichs Anspröcke allerdings nicht beruhten, auch nicht die auf Elsass und Lothringen; diese Ansprüche stützten sich vielmehr auf viel ältere, historische Rechte: der Rhein sei zu Caesars Zeit der Grenzstrom zwischen Kelten und Germanen gewesen und er müsse es wiederum zwischen Franzosen und Deutschen werden! Henri Martin musste es wissen.

Ältere, historische Rechte sind es auch, an die sich die kymrischen Patrioten nicht bloss erst heutigentags anklammern. Ziehen Kymren des Erwerbes willen irgendwo hin in Grossbritannien, sagen wir einmal nach Middlesborough hoch oben in York, so gründen sie einen landsmännischen Verein, wie es schön und gut

ist, halten ein Fest ab, zu dem sie sich einen Oxforder Professor, der kymrischer Abstammung ist, verschreiben, und der beginnt die Festrede mit der Versicherung, dass man sich im ‚eigenen Lande', d. h. im Gegensatz zu England befinde: ‚We are not outside our own country, as it will at once appear if we look into history. In the first place, this part of the island belonged to men of our kith and kin before any Englishman set foot here; and, in the second place, this settlement of Welshmen on the Tees is a part of the reconquest of England by the Celt, a reconquest which has been proceeding on all sides ever since the days of the Tudors, and proceeding at an accelerated rate in recent times.' Dann wird durch den gelehrten Professor den kymrischen Zuhörern die Eroberung Britanniens durch Angeln und Sachsen möglichst mundgerecht vorgeführt, wobei das sächsische Element sich eine mehr als sonderbare Schilderung muss gefallen lassen, die in dem Schluss gipfelt: If you want to know what the Saxon did to signalise himself in the days long gone by you have only to read the history of the Norman conquest, and you will find the Saxon did one excellent thing; he permitted England to be overcome by the duke of Normandy in a single battle. Few nations, perhaps, have permitted quite so much in the brief space of one day. Yet some people talk eternally of the Anglo-Saxon race as excellent colonisers and civilisers of the world'. Hierbei vergisst der gelehrte Oxforder Professor ganz zu fragen, wer denn aus Südbritannien die Vorfahren der Kymren nach Wales und die Vorfahren der Bretonen nach der französischen Bretagne jagte, wenn nicht die Sachsen; er vergisst ganz zu fragen, warum noch heute der Kymre den ‚Engländer' mit *Sais* und der Bretone ihn mit *Saoz* (*Bro Zaoz* ‚England'), aus *Saxo* des 5. Jahrhunderts entstanden, bezeichnet, warum der pratriotische Kymre bei dem Worte *Sais* und der Bretone bei dem Worte *Saoz* den Mund zum Ausspucken verzieht und die Faust in der Tasche ballt. Ist doch auch des Oxforder Professors Schilderung der ‚Sachsen' ein Ausfluss des instinktiven Hasses des Kelten gegen den ‚Sachsen' und ein Beweis, dass der ‚Sachse' auf britischem Boden doch noch etwas mehr vollbrachte, als sich an einem Tage schlagen lassen.

Dies Beispiel (s. Wales. A national Magazine ed. by Owen M. Edwards 1896. Band 3, 145—152) soll nur eine Probe geben, wie der Kymre heutigentags ältere, historische Rechte heranzieht und die Geschichte sich dienstbar macht für nationale Ideale. Nicht minder lehrreich ist, wie in Wales in den zahlreichen seit 1890 gegründeten Mittelschulen die alte Geschichte Britanniens vor der Ankunft der Angelsachsen in einer uns unverständlichen Breite behandelt wird: in all diesen Mittelschulen *(ysgolion canolraddol)*, die der Sexta bis Untersekunda in deutschen Verhältnissen entsprechen, benutzen die kymrischen Knaben und Mädchen im Alter von 10—16 Jahren ein von Professor J. E. Lloyd am kymrischen Universitätskolleg in Bangor geschriebenes ‚historisches Lesebuch' (Historical Reader), das in 3 Büchern die Geschichte von Wales bis zum Untergang der kymrischen Selbständigkeit (1282) behandelt, und in dem ganzen ersten Buch wird — beginnend mit der alten Steinzeit (The old stone age) im 1. Kapital — nur die Geschichte von Britannien vor der Ankunft der Angeln und Sachsen in 19 Kapiteln behandelt, damit sich den kymrischen Kindern recht früh einprägt, wie lange, herrlich und schön ihre Vorfahren ohne die Angelsachsen ausgekommen sind, und wie schön es wieder werden könnte für den Kelten, wenn die teutonischen Eroberer wieder ihr Bündel schnürten und über den ‚German Ocean' dorthin zögen, woher sie gekommen sind.

Ebenso wie der Franzose und der Kymre sich für die heutigen politischen Ideale durch historische Betrachtungen anspornen lassen, tut es auch der Pole, der Slave, stärkt sich dadurch im Kleinkrieg des Tages. Für den Slaven ist es der Gedanke, dass vom 6. Jahrhundert an unsere Ostmarken im Besitz des slavischen Volkstums waren, dass im 7. und 8. Jahrhundert slavisches Volkstum seine Grenzen bis über die Elbe vorgeschoben hatte, der Gedanke an alte historische Grenzen des Slaventums, der den praktischen Bestrebungen des Tages Rückhalt verleiht. Wir Deutschen gelten als historisch gebildetes, als ideales Volk; wie gern hört dies der Bildungsphilister hoch und niedrig. Warum werfen wir für den Kampf unseres Volkstums in den Ostmarken

unsere alten historischen Rechte, die so alt, ja älter sind als die der Franzosen auf die Rheingrenze und die der Kymren auf Britannien, nicht ebenfalls mit in die Wagschale? Denn nicht nur handelt es sich im gegenwärtigen Kampfe in den Ostmarken für das Deutschtum darum, der Väter Erbe zu bewahren und zu befestigen, ein Erbe, das ebensosehr durch deutschen Pflug und deutsche Bildung als durch deutsches Schwert in Mittelalter und Neuzeit gewonnen wurde; wenn der Pole und der Slave auf das historische Recht des Slaventums in den Ostmarken und bis zur Elbe pocht, dann stelle man ihm das ältere historische Recht des Deutschtums auf diese Länder entgegen: Ostelbier sind im Lichte der Geschichte Schwaben und Bayern, Franken, Thüringer und Niedersachsen, Wie vielen unserer Gebildeten sind diese Zusammenhänge immer klar und gegenwärtig? Wie viele sind sich dessen bewusst, dass die aufs neue vom Deutschtum in den Ostmarken aufgenommenen Kämpfe nur Glieder eines Kampfes sind, der mit zeitweiligen Ruhepausen weit über 2000 Jahre dauert? Führen wir ihn uns kurz in einigen Bildern vor.

Soweit unsere geschichtliche Kenntnis von Mitteleuropa reicht, als das Morgengraun der Geschichte hier anbrach, war ein Waldgürtel entlang einer Linie roh gezogen von der Nordsee östlich der Wesermündung über Harz, Thüringerwald, Erzgebirge, Riesengebirge, Sudeten bis zur Donau eine Völkerscheide: westlich dieser Linie, im Süden bis zu den Alpen reichend und westlich über den Rhein bis tief in Nordfrankreich hinein, wohnten die Kelten; östlich dieser Linie sassen bis an Ober- und Mittel-Weichsel reichend, und weiter abwärts über die Unter-Weichsel noch hinausgehend, die Germanen. Die Germanen waren damals, bis 6/5. Jahrhundert vor Chr, alle Ostelbier.*) Nun zweites Bild.

---

*) Nach der Gründung des Rheinbundes und Errichtung des Königreichs Westfalen hatte Napoleon I., sicher ohne historische Absichten, für Frankreich so ziemlich die ältesten Grenzen zwischen Kelten und Germanen gewonnen, von denen wohl Henri Martin keine rechte Vorstellung hatte, da er sich sonst kaum mit den Grenzen zu Caesars Zeit begnügt

Über die westlich der angegebenen Völkerscheide sitzenden Kelten kam vom 6. Jahrh. vor Chr. die keltische Völkerwanderung: keltische Stämme setzten nach den britischen Inseln über, andere durchzogen Gallien und drangen bis Nordspanien vor (Keltiberier); andere eroberten Südgallien, drangen in die Alpen ein und nach Oberitalien, wo ihr Siegeslauf vor den Toren Roms (Brennus) ein Ende fand und sie vorläufig auf das heutige Oberitalien — die Gallia cisalpina der Römer — eingeschränkt wurden; noch andere keltische Stämme breiteten sich in der Donauebene aus, drangen durch Thessalien bis Delphi, und einzelne Scharen gründeten in Kleinasien am Halys einen Keltenstaat, das Galaterreich (um 250 v. Chr.). Mit der Expansion ging Hand in Hand eine Schwächung des keltischen Volkstums in den alten Stammsitzen östlich des Rheines. Die Germanen überschritten im 5. Jahrhundert v. Chr. die alte Völkerscheide und hatten, als um die Mitte des ersten Jahrhunderts Julius Caesar mit den Römern zum Rheine vordrang, das alte Keltenland bis zum Rhein und nördlich vom Main unterworfen, germanisiert und in festem Besitz, in zahlreiche Stämme geteilt; ja die Offensivbewegung der Germanen nach Westen war damals — um die Mitte des 1. Jahrhunderts — noch in vollem Zug: Bataver und andere kleine Stämme hatten den Niederrhein überschritten, über Main und Mittelrhein war Ariovist mit suebischen Scharen ins Elsass schon vorgedrungen. Die Römer brachten die Bewegung zum Stehen und verhinderten auf einige Jahrhunderte die im besten Zug begriffene germanische Völkerwanderung, deren Beginn der Cimbern- und Teutonenzug bildete. Um Christi Geburt läuft also die Grenzlinie zwischen keltischem und germanischem Volkstum in groben Zügen von der Rheinmündung den Rhein entlang bis Maineinfluss, den Main entlang bis zum Fichtelgebirge und den Böhmerwald entlang bis zur Donau. Östlich und nördlich

hätte (s. S. 109). Hätte dann noch das durch Napoleons Gnaden geschaffene Herzogtum Warschau die historischen Grenzen der Slaven im 7. 8. Jahrhundert erreicht, dann wäre politisch das Deutschtum zwischen Franzosen-Kelten und Slaven eliminiert gewesen, nicht aber das deutsche Volkstum.

dieser Linie sitzen Germanen bis tief in den Osten wie um 600 v. Chr.: zur Zeit des Tacitus, um 100 nach Chr., sind die Schwaben (Suebi) in ihrem Hauptstamm, den Semnonen, noch Ostelbier, zwischen Elbe und Oder sitzend; weiter östlich von ihnen, zwischen Oder und Weichsel, siedeln damals noch die Burgunden, deren Nachkommen wir 300 Jahre später unter den Königen Gunther, Gêrnôt und Gîselher zu Worms am Rheine treffen; noch weiter östlich, in der Weichselebene und darüber hinaus, sitzen die später in Südeuropa so berühmt gewordenen Goten und verwandte Stämme. Alles Ostelbier. Die Vorfahren des heutigen Bayernstammes in Bayern, Österreich und den österreichischen Alpenländern waren ihren heutigen Wohnsitzen damals schon näher: als Markomannen hatten sie von der von Erzgebirge, Riesengebirge, Sudeten, Böhmerwald umschlossenen alten Heimat der keltischen Bojer (*Boii*) Besitz ergriffen, diese neue Heimat nach den alten Besitzern Boierheim (*Bojohaem*, Böhmen) und sich selbst als ‚Boiemänner' (*Baiovarii*, Bayern) bezeichnend. Aber heutiges Bayern- und Frankenland war noch nicht germanisch, auch Schwaben- und Alemanenland nicht: Keltische Leichtfüsse und Gesindel trieben sich nach des Tacitus Zeugnis im Dekumatenland umher (*levissimus quisque Gallorum et inopia audax dubiae possessionis solum occupavere.* Germania Kap. 29). Ein drittes Bild.

Das ‚Einkreisen', welches die Römer seit den Tagen des Julius Caesar mit dem Germanentum versucht hatten, hielt auf die Dauer nicht stand. An der Seite, wo der Kreis nicht schloss, begann der Wegzug germanischer Stämme am frühesten, indem schon am Ende des zweiten Jahrhunderts nach Chr. die Goten von der Ostsee und unteren Weichsel ans Schwarze Meer zogen. Ende des 3. Jahrhunderts nach Christi Geburt begann dann die grosse germanische Völkerwanderung, und diese grosse germanische Völkerwanderung vom 3. bis 6. Jahrhundert nach Chr. hat ihre schlagenden Parallelen zu der erwähnten keltischen Völkerwanderung vom 6.—3. Jahrhundert vor Chr. Schwaben-Alemanen eröffneten den Reigen, indem sie am Ende des 3. Jahrhunderts das von den Römern beherrschte, aber von keltischen

Leichtfüssen und Gesindel bewohnte Zehntland in Besitz nahmen. Nach vielen Seiten ergoss sich die germanische Flut wie früher die keltische: germanische Stämme (Angeln und Sachsen) setzten nach Britannien über, andere (Franken) eroberten Nordgallien, noch andere (Burgunder) liessen sich mit kurzer Station am Rhein endgültig an der Rhone nieder; ostgermanische Westgoten gründeten in Südwestgallien und Spanien einen mächtigen Staat, nachdem vorher der Westgote Alarich a. 410 Rom dasselbe Schicksal bereitet hatte wie a. 390 v. Chr. der Kelte Brennus; germanische Stämme (Ostgoten und nach ihnen Langobarden) herrschten in Oberitalien wie früher Kelten. Auch darin hat die germanische Völkerwanderung ihre schlagende Ähnlichkeit mit der keltischen, dass mit der Ausbreitung des germanischen Volkstums eine Schwächung in den alten Stammsitzen eintrat, deren starke Entblössung und Entvölkerung zu einer mühelosen Besitzergreifung durch die nachrückenden Slaven führte. Nicht durch die Übermacht des Schwertes im Kampfe mit einem ebenbürtigen Gegner, nicht durch die siegreiche Macht höherer Kultur sind die Slaven in den Besitz Ostelbiens gekommen: in die durch Auswanderung der kriegerischen Macht der Germanen der Verteidiger entblössten Gebiete rückten sie ein und liessen sich häuslich nieder, die zurückgebliebenen Germanen, soweit sie nicht vernichtet wurden, vollständig assimilierend, so vollständig im 6. bis 8. Jahrhundert, wie die Germanen ihrerseits vom 4. bis 1. Jahrhundert vor Chr. die Keltenreste zwischen Elbe, Rhein, Main und in Böhmen germanisiert hatten und vom 4. Jahrhundert nach Chr. ab die sprachlich romanisierten Kelten südlich des Main und westlich des Rheins auf weite Strecken sprachlich deutsch machten. Um rund 600 nach Christus war in Deutschland im grossen und ganzen wieder die alte Linie für die Völkerscheide vorhanden, wie wir sie für 600 vor Chr. kennen lernten: westlich von ihr sassen an Stelle der Kelten nun germanische Stämme; östlich von ihr geboten als neue Ostelbier die Slaven an Stelle der Germanen,*)

*) Im 5. bis 10. Jahrh. nach Chr. fanden an einer anderen Stelle des Germanengebietes reichlich solche Abzüge statt wie im 2. bis 5. Jahrhundert östlich der Elbe, ich meine die Striche um die Nordsee, von wo

nur dass die Linie nicht östlich von Riesengebirge und Sudeten sondern westlich am Böhmerwald entlang lief, da die Markomannen-Bojemänner (Bajovarier) im Anfang des 6. Jahrhunderts in ihre heutigen Sitze eingezogen waren. Nun viertes Bild.

Wo die Germanen in der Völkerwanderung über die zur Zeit des Tacitus innegehabten Sitze, also über Rhein und Main, hinzogen und sich niederliessen, fanden sie mehr oder minder stark romanisierte Bevölkerung vor, die christlich war. Die Lesart der Stablewski Bibel war dem lateinischen Christentum des Abendlandes ganz unbekannt, wenigstens handelte die lateinische

---

Sachsen, Angeln, Jüten nach Britannien und später Dänen und Norweger nach Nordfrankreich, England, Irland zogen und abwanderten; weil in diese stark entvölkerten Striche um die Nordsee kein fremdes Volkstum einbrach, hat sich in ihnen das Germanentum durch Nachwuchs wieder gekräftigt. Östlich der Elbe wäre dies vom 3. bis 7. Jahrhundert gewiss ebenso eingetreten, wenn die Slaven sich nicht mühelos in den Besitz dieser Strecken gesetzt hätten. Irland hatte 1641, als die von Cromwell dann blutig niedergeschlagene Erhebung ausbrach, nach vorsichtigen Schätzungen 1460000 Bewohner. Von ihnen wurden in den 11 Jahren des Kampfes 610000 Seelen durch das Schwert, den Hunger und die Seuchen hinweggerafft, so dass 1652 kaum über 0850000 blieben. Von diesen zogen einerseits im Laufe von 1652 rund 30000 Krieger nach Spanien, Polen, Frankreich, und andererseits wurden in demselben und folgenden Jahr viel mehr Witwen, Mädchen, Knaben von englischen Händlern aus Bristol und anderen Orten nach den Zuckerplantagen West-Indiens verkauft. Und dieses Irland hatte — trotzdem der mit der Kapitulation von Limmerick endende Aufstand gegen Wilhelm von Oranien (1689—1691) die Bevölkerung aufs neue mehr als dezimierte, soweit kriegstüchtige Mannschaft in Betracht kam, trotzdem der Aufstand von 1798 massenhafte Opfer forderte — im Jahre 1841, also vier Jahre vor der grossen Hungersnot, 8196597 Seelen. Man setze die Abwanderung aus dem Osten Deutschlands im 2. bis 5. Jahrhundert und aus den Strichen um die Nordsee vom 5. bis 10. Jahrhundert auch noch etwas stärker an als die Entvölkerung Irlands von 1640—1692, immerhin bekommt man an Irland einen Massstab dafür, was in 200—300 Jahren östlich der Elbe wieder eingetreten wäre, wenn die Slaven in die stark entvölkerten Gegenden nicht eingerückt wären, zumal wenn man die tatsächliche Wiedererstarkung des Germanentums in den Strichen um die Nordsee mit in Betracht zieht.

Kirche des Abendlandes bis ins 6./7. Jahrhundert nicht danach, daher überall, wo die Germanen eine dichte, romanisch redende Bevölkerung trafen, sie unter Einfluss des Christentums langsam der Romanisierung verfielen. Eine Ausnahme machten nur Bayern, Schwaben, Alemanen und Angelsachsen, weil sie später christlich wurden und das in ihren Sitzen vorhandene Völkersubstrat weniger durch und durch romanisiert war. So beginnt denn auch schon im Moment der weitesten Ausdehnung des germanischen Volkstums die Abbröckelung im Westen und Süden, und von unserm heutigen rückblickenden Standpunkt aus hat es vom 8. Jahrhundert an den Anschein, als ob dieses germanische Volkstum alle Aussenpositionen mit Ausnahme der angelsächsischen in Grossbritannien verlieren sollte, damit also — bei Einrechnung der Verluste in den Stammsitzen der Germanen östlich der Elbe — eine gewaltige Einschränkung seines Gebietes gegenüber seinem Besitzstand zur Zeit des Tacitus erlitten hätte. Da, in dieser gefährdeten Zeit, setzen die Versuche zur Rückgewinnung der alten Stammsitze der Germanen ein. Niederfranken und Mainfranken schienen um die Wette Ersatz schaffen zu wollen für die Gebiete, die germanischem Volkstum in Gallien durch die Romanisierung der Westfranken verloren gingen; Niedersachsen im Norden, Bajuwaren und später Schwaben-Alemannen im Süden folgten ihrem Beispiele. Deutsch wurde wieder allmählich die alte Heimat der Schwaben, deutsche Rede unter slavischer wieder gehört, wo zu Tacitus Zeiten Burgunden und Goten Elche jagten. Deutsches Kernland waren zu desselben Tacitus Zeiten auch noch die gesegneten Striche zu beiden Seiten der Oder bis zu ihrem Oberlauf: der griechische Geograph Ptolemaeus kennt in einem Teile derselben als germanische Bewohner den vandalischen Stamm der Silingae; langes Schweigen über sie, bis von einem andern Ende Europas der spanische Chronograph Hydatius berichtet, dass die vandalischen Silingi in Baetica, d. h. im heutigen Andalusien sich häuslich niedergelassen hatten (*Alani Lusitaniam et Carthaginiensem provincias, et Wandali cognonime Silingi Baeticam sortiuntur*); an den Guadalquivir waren also die biedern Schlesier gewandert, während in ihre alte Heimat an der Oder Slaven einrückten, die

die dort gebliebenen Reste der *Silingi* nach slavischen Lautgesetzen *Silenzi* nannten (wie sie aus germ. *kuning* ein *kunenz*, altslav. *knenz*. wend. *knez* in Knesebeck machten), woraus *Silĕsia* und Schlesien wurde. Doch schon Dietmar von Merseburg (ums Jahr 1000) kennt wieder „Deutsche" (*Němzi*) im Herzen des alten Silingenlandes *(in pago Silensi)*, das heutige Nimptsch. Auch weiter südlich vom Silingenland *(Silensia, Silēsia)* in die von Slaven (Tschechen) okkupierte Heimat der Bajuvarii (*Boiohaem)* drang deutsches Volkstum von den nördlichen, westlichen und südlichen Grenzen vor. Als dann im 15. Jahrhundert ein Spross eines schwäbischen Fürstengeschlechtes, aus dem Lande der Franken kommend, in der dem Deutschtum wiedergewonnenen Stammheimat der Schwaben zwischen Elbe und Oder die Herrschaft ergriff, da wurde ein Kristallisationspunkt für das neue deutsche Ostelbien geschaffen, der im Laufe der Jahrhunderte die Heimat der Goten, Silingen und Burgunden wieder an sich zog. Wo zu Tacitus Zeiten die Kernlande des Westgermanentums lagen, da ist im 20. Jahrhundert der Sitz der Hausmacht des schwäbischen Herrscherhauses über das politisch geeinte Deutschland.

Nun noch ein 5. Bild. Es ist wenig erfreulich; ich denke ein Strich dazu genügt: im 19. Jahrhundert werden deutsche Oberfranken, aus der Gegend von Bamberg gekommen, vor den Toren der im Mittelalter von deutschen Ansiedlern zur Blüte gebrachten Stadt Posen unter den Augen deutscher Behörden in zwei Generationen durch die katkolische Kirche polonisiert, slavisiert. Welchem Deutschen steigt die Schamröte darüber nicht ins Gesicht?

Gewiss ist es verkehrt und lächerlich, jedwedes Alltagsereignis im Spiegel der Ewigkeit zu betrachten, aber verkehrter und lächerlicher ist, alles aus dem Gesichtspunkt des Heute und Morgen, des Fortwurstelns, zu beurteilen, da der Einzelne sonst zu häufig durch die nötige Kleinarbeit unnötig mürbe gemacht wird. Man spricht heutigentags oft von den mangelnden Idealen, besonders bei der deutschen akademischen Jugend. Der gleich nach den Freiheitskriegen einsetzende Traum von der deutschen

Einheit ist 1870/71 in Erfüllung gegangen. Nichts ähnlich Grosses ist bei der akademischen Jugend und im öffentlichen Leben an die Stelle getreten. Ob antisemitisch oder philosemitisch, konfessionelle oder nichtkonfessionelle Verbindungen, das sind doch nur Trennungspunkte und keine grossen Ideale. Im Westen hat unser Volkstum eine nur wenig schwankende, kaum gefährdete Grenze, die mit der politischen Grenze des deutschen Nationalstaates wesentlich zusammenfällt. Aber im Osten ist auf der ganzen Linie der im Mittelalter durch deutschen Fleiss und deutsche Intelligenz zurückgewonnene Besitzstand des deutschen Volkstums unter den Augen einer deutschen Regierung mehr gefährdet als je, nicht zum wenigsten dadurch, dass in weiten Strecken der Ostmarken die katholische Kirche entschlossen auf seiten des Slaventums steht und in deutschen Landen dem deutschen Volkstum und seiner Sprache nicht die christliche Neutralität gewährt, die in dem protestantischen Wales die englische Sprache von kymrischen, protestantischen Kirchengemeinschaften findet. Wird aber der heutige Besitzstand des deutschen Volkstums innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches nicht zum mindesten gewahrt, dann droht zunächst dem deutschen Volkstum und in weiterer Zukunft auch dem Deutschen Reich eine grössere Gefahr als das augenblicklich betriebene Einkreisen von anderer Seite. Man beachte die Lehren der Geschichte: das Einkreisen der Römer hat den Germanen keinen ernstlichen Schaden gebracht, aber die Vernachlässigung und Entblössung der Ostgrenzen hat in die alten Stammsitze der Germanen ein Vordringen des Slaventums im 6. Jahrhundert ermöglicht, das bei grösserer Einheit und grösserer kriegerischer Kraft des Slaventums leicht zum Todesstoss für das Deutschtum hätte werden können.

Der Kampf des deutschen Volkstums in den Ostmarken bietet ein neues Ideal für unsere deutsche akademische Jugend: eintreten in erster Linie für die Bewahrung des Besitzstandes des deutschen Volkstums innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches; eintreten ferner dafür, dass in Deutschland und ausserhalb die Erkenntnis sich immer mehr Bahn bricht, dass das Deutsche Reich ein Nationalstaat ist, aufgebaut auf deutsches Volkstum, und dass

die in unseren Ostmarken wohnenden Slaven fühlen lernen, sich dieser Tatsache und deren Folgen zu fügen; eintreten dafür, dass, wenn das Slaventum in unseren Ostmarken den Frieden nicht haben will, es den Kampf auch wirklich finde. Das ausserhalb unserer Grenzen sitzende Slaventum wird schon im Laufe der Zeit sich dann an den Gedanken gewöhnen, dass diese seine westlichen Aussenpositionen für das slavische Volkstum ebenso verloren sind, wie das deutsche Volkstum sich längst damit abgefunden hat, dass nicht minder ruhmvolle deutsche Aussenpositionen im Romanentum (Franken, Burgunden, Ostgoten und Langobarden) versunken sind.

Irgendwelches Eingreifen der deutschen akademischen Jugend in die Politik ist nicht notwendig, wäre sogar vom Übel; es gibt andere Wege und Mittel für sie, an der Verwirklichung des neuen Ideals zu arbeiten. Es bedarf auch nicht der Gründung neuer Vereine, die in Pacht nehmen wollen, was Gemeingut aller deutschen Studenten werden soll und kann, der antisemitischen und philosemitischen, der konfessionell und nichtkonfessionell organisierten, der in wissenschaftlichen und Fachvereinen gesammelten und der die Mehrzahl der akademischen Jugend bildenden Einspänner. Weite Kreise sind in Deutschland vorhanden, in denen ein polnischer Katholik unter allen Umständen einem deutschen Protestanten vorgezogen wird; viel weniger weite aber angesehene Kreise gibt es, deren Mitglieder lieber mit einem polnischen Agrarier ein Bündnis abschliessen möchten, als eine mittlere Linie der Verständigung mit einem deutschen Fortschrittsmanne suchen. Ein anderer Punkt ist die jammervolle deutsche Opferwilligkeit für nationale Ziele und Zwecke; ein Beispiel von jenseits der Reichsgrenze möge zur Erläuterung dienen: auf der im letzten Sommer in Reichenberg in Böhmen als Reklame für die Leistungen des deutsch-böhmischen Volkes abgehaltenen Industrie- und Gewerbeausstellung wurden in 137 Tagen von mehr als einer Million Besucher 4693 Kronen für die verschiedenen, deutsch-nationalen Schutzzwecken in Böhmen dienenden Vereine gespendet, also auf den Kopf 0,3 Heller! Würde es bei uns im neuen Reich viel besser sein?

Betrachtet man diese und viele ähnliche Verhältnisse, die ich lieber nicht aufzähle, dann ist klar, was die akademische Jugend für das Ideal, der Väter Erbe in unseren Ostmarken zu erhalten und zu mehren, zu tun hat. Zunächst an sich und in ihren Kreisen zu arbeiten, dass nach und nach jeder Deutsche innerhalb des Deutschen Reiches sein Volkstum so hoch hält wie der Pole schon jetzt das seinige, namentlich Sinn und Verständnis für nationale Opferwilligkeit zu pflegen; sodann im späteren Leben diese Gesinnung überall und gegenüber jedem in Taten umzusetzen. Erfolgt derartig nationale Arbeit durch mehrere Generationen — auch das Ideal vom deutschen Nationalstaat ging nicht von heute auf morgen in Erfüllung —, wird man sich durch diese Arbeit im Süden und Westen Deutschlands noch mehr bewusst, dass bei dem nationalen Kampf in den Ostmarken das *tua res agitur* gilt, und setzt man dieses Bewusstsein durch Hinschicken des Überschusses an Kraft in Gestalt von deutschen Bauern in die Ostmarken zur Tat um: dann erwächst der reindeutschen Schule und den anderen in deutschem Sinne schon wirksamen Faktoren solche Hilfe, dass die endgültige Lösung der Ostmarkenfrage im Sinne des deutschen Volkstums gesichert ist.

Der Pflege des neuen Ideals für die deutsche akademische Jugend und das gesamte deutsche Volk kann und muss aber durch die deutsche Schule mehr vorgearbeitet werden in einer Weise, in der uns fremdes Volkstum die Wege weisen kann. Viel haben die Germanen in der Zeit vom 6.—1. Jahrhundert vor Chr. von ihren Nachbarn, den Kelten, gelernt, mehr als dass ich hier auch nur den Versuch machen könnte, es andeutungsweise auszuführen. Lernen wir als Deutsche heute einmal wieder von modernem Keltentum.

Durch eines Römers unsterbliche Schrift ist in die deutsche Geschichte ein Morgenrot gestellt worden, um das uns andere Völker beneiden können, sagt einer der Besten des deutschen Volkstums, Jakob Grimm in der deutschen Mythologie. In der Tat, kein Kulturvolk der alten und neuen Zeit kann für sich und seine Geschichte etwas Ähnliches nachweisen, wie die Germania des Tacitus für das deutsche Volkstum ist, die kaum eine Seite im Leben unserer Vorfahren unberührt lässt und uns in die

günstige Lage versetzt, den Zustand des deutschen Volkes vor seiner Wanderung kennen zu lernen. Hätten wir eine ähnliche Schrift eines Ägypters oder Phöniziers, welche nach Tacitus' Art das griechische Volk nach Sitten und Stämmen vor der Wanderung nach Asien schilderte, dann fände sich kein deutsches Lesebuch für Sexta bis Quarta unserer höheren Schulen, das nicht grosse Stücke dieser Schrift in mustergültiger Übersetzung brächte. Wäre eine ähnliche Schrift über das Keltentum — sei es das kontinentale Keltentum im 6. Jahrhundert vor Christo oder die Inselkelten für die Zeit des Augustus — aus dem Altertum überliefert, sie würde sicher in dem historischen Lesebuch, das für die in Wales seit 1890 gegründeten Mittelschulen geschaffen wurde (s. oben S. 111), in guter englicher Übersetzung Aufnahme gefunden haben. Und wie verhalten wir uns in Deutschland zu des ‚Römers unsterblicher Schrift'? Drei verschiedene Sorten von deutschen Lesebüchern von Sexta bis Tertia haben meine Söhne infolge Wechselns der Schule benutzt, aber nirgends habe ich unter dem historischen Stoff etwas aus Tacitus Germania gefunden. Aus dem alten Hellas bieten sie manches Vorgeschichtliche, aber über deutsches Volkstum selten viel vor Karl dem Grossen. Was verhindert, eine schlichte, die Sprache des Tacitus nicht verwässernde deutsche Übersetzung des allgemeinen Teiles der Germania (Kapitel 1—27) — vielleicht 16 Seiten Umfang — in jedem deutschen Lesebuch für Sexta oder Quinta zu geben, ja in jedem Lesebuch für die obere Stufe unserer Elementarschulen, auch in Posen, dem alten Burgundenlande? Selbst solche, die Bedenken tragen, den ungereinigten Schiller den Schülern in die Hände zu geben, könnten doch gegen eine gute deutsche Übersetzung von Tacitus Germania Kapitel 1—27 nichts einwenden. Das wäre glücklicherweise wieder ein Punkt, wo weder die konfessionelle Frage noch sonstige Gegensätze in Nord und Süd auftauchen könnten, also wirklich etwas Einendes bei dem vielen Trennenden. In den deutschen Lesebüchern für die mittleren Klassen der höheren Schulen könnte dann ganz gut der spezielle Teil der Germania (Kap. 28—46) stehen als Hilfsmittel beim geschichtlichen Unterricht und als Hilfe bei der Caesarlektüre.

Was erfahren denn überhaupt in unseren Schulen die jungen Leute, die nicht zur Prima kommen und dort Tacitus Germania lesen, also alle, die mit Sekunda abgehen, von den Anfängen des deutschen Volkstums? In der Tertia ist mit der Servianischen Verfassung und ähnlichen Dingen so viel Zeit verbraucht worden, dass oft — wenn auch nicht immer — von den römischen Kaisern direkt zur Völkerwanderung übergegangen wird, die alten Deutschen also nur gelegentlich und nebensächlich bei Augustus Erwähnung finden. In Gymnasien und Realgymnasien werden ja wohl ziemlich allgemein Kapitel 21—28 im 6. Buch von Caesars Kommentarien gelesen, womit aber doch nur die ersten und zwar ganz flüchtigen Nachrichten über das von den Römern damals kaum 30 Jahre von den Kelten unterschiedene Germanenvolk gegeben werden, dazu Nachrichten durch einen vornehmen Römer, der für fremdes Volkstum so viel Verständnis hatte wie heute ein vornehmer Engländer. Wie viele Lehrer geben sich die Mühe oder sind imstande, den Schülern zu zeigen, dass der Beginn der Schilderung Caesars (6, 21) — *neque sacrificiis student. Deorum numero eos solos ducunt, quos cernunt et quorum aperte opibus iuvantur, Solem et Vulcanum et Lunam, reliquos ne fama quidem acceperunt* — über die Religion und den Kult der Germanen der Wahrheit ungefähr so nahe kommt, als wenn ein reisender Engländer am ersten Abend in fremdem Lande über die Bewohner dieses Landes in sein Tagebuch schreibt: ‚Die Bewohner dieses Landes sind grob, stottern und haben rote Haare', weil er einen Kellner kennen lernte, an dem er dies zu beobachten glaubte.

Kurz, was in unseren höheren Schulen von Sexta bis Sekunda über die Anfänge unseres eigenen Volkstums, seine Lebensäusserungen, die inneren und äusseren Verhältnisse seiner Jugendzeit, ehe es auf die Wanderung ging, gegeben wird, ist bejammernswert wenig: sowohl absolut als im Vergleich mit dem, was z. B. in Wales in den Mittelschulen die kymrischen Knaben und Mädchen von 10—16 Jahren über alte inselkeltische Dinge und Zustände erfahren. Lernen wir also in dem Punkte heute von den Nachkommen der Inselkelten in Wales, wie die alten Deutschen vor mehr als 2000 Jahren von den benachbarten Kontinentalkelten

lernten. Tun wir dies, überall in Deutschland, sowohl in den höheren Schulen als auch in gehobeneren Elementarschulen, dann arbeiten wir einem richtigen Verständnis für die heutigen Kämpfe des deutschen Volkstums in unseren Ostmarken in bedeutendem Masse vor.

Nach weiteren 6 Generationen, im Jahre 2098, werden es 2000 Jahre, dass des ‚Römers unsterbliche Schrift' erschienen ist; im Leben des deutschen Volkes kein allzu langer Zeitraum, etwa von Friedrich Wilhelm I. bis heute. Wenn man dann auch in Deutschland vielleicht etwas weniger festfreudig gestimmt ist als in unserer Zeit, das Jahr werden unsere deutschen Schulen von den Hochschulen bis zu den Volksschulen schwerlich vorbei gehen lassen, ohne bei passender Gelegenheit des für das deutsche Volkstum wichtigen Ereignisses zu gedenken. Tun in den kommenden sechs Generationen alle Faktoren des deutschen Volkstums innerhalb des neuen Deutschen Reiches Grenzen ihre Pflicht gegenüber ihrem Volkstum, dann kann zur Zeit jener Feier in unseren Ostmarken wieder deutsche Rede allgemein herrschen wie altgermanische zu des Tacitus Zeiten, als Goten, Burgunden und Silingen (Schlesier) dort sassen. Dann entschliesst man sich vielleicht auch, statt ‚Ost-Preussen' wieder, wie bis ins letzte Drittel des 18. Jahrhunderts, ‚Preussen' zu sagen, und die zwischen diesem Preussen und dem Silingenland (Schlesien) gelegenen Striche, die moderne Bureaukraten ‚Westpreussen' und ‚Posen' tauften, nach ihren ältesten germanischen Bewohnern, den Goten und Burgunden, schlichtweg ‚Gotland' und ‚Burgund' zu nennen.

Druck von Gebhardt, Jahn & Landt G. m. b. H., Schöneberg-Berlin.



